

2 Perspektivierung & Vorgehensweise

2.1 ›NEUE‹ MATERIALISIERUNGEN? ZUR DESTRUKTIVEN KRAFT HYBRIDER PRAXIS IM NETZ

Wenn die Sprache den Körper erhalten kann, so kann sie ihn zugleich in seiner Existenz bedrohen.

BUTLER 2006: 16

Matter and meaning are not separate elements. They are inextricable fused together, and no event, no matter how energetic, can tear them asunder.

BARAD 2007: 3

2.1.1 Problemaufriss & Programmatik

Geht man davon aus, dass der Sprache eine performative Wirkmacht inhärent ist, d.h. dass Sprechen auch Handeln bedeutet, also diskursive Praxis ist, dann lässt sich die Wirkmacht dieser diskursiven Praxis auch daraufhin untersuchen, inwiefern sie destruktiv sein kann. An dieser Stelle ließe sich einwenden, dass Worte keine Verletzung zufügen können, wie es z.B. ein Schlag ins Gesicht kann, wobei die gerötete Wange als Zeugnis für die Verletzungskraft physischer Gewalt fungiert. Dennoch, so möchte ich im Folgenden argumentieren, können auch Worte und andere Zeichen ›wie ein Schlag ins Gesicht‹ wirksam werden, Leben verändern und sogar Existenzen bedrohen. In diesem Sinne sind Worte nicht ›nur‹ als Worte bedeutsam, sondern – performativitätstheoretisch verstanden – eben auch als Worte, die Handlung sind und somit gleichermaßen konstitutiv

ihre Materialisierung bedingen. Vor diesem Hintergrund ließe sich folglich fragen: *Wie verhalten sich Worte zu Verletzung und Gewalt?* Beschreibt man mediatisierte Empörung und Diffamierung als diskursive Praxis im Netz, die performative Effekte hat, so ließe sich hierzu analog einwenden, dass mediatisierte, d.h. medientechnologisch bedingte, Diffamierungen im Netz eher keine realen Effekte haben. Schließlich handele es sich bei »Online-Kommunikation« nicht um wirksame Kommunikation, die im »wirklichen« Leben »echte« Effekte habe. Oder wenigstens lassen sich, so könnte zudem eingewendet werden, die Sphären der Virtualität und der Realität ontologisch unterscheiden, so dass das Eine als eigenständig bestehender Effekt des Anderen begriffen werden kann. Um sich hier zu positionieren, stellt sich die Frage in Bezug auf mediatisierte Missachtung wie folgt: *Wie verhält sich Virtualität zu Realität?*

Ebenso wie jene Ausführungen zum Thema »Gewalt«, welche mit der Differenzmarkierung zwischen physischer und sprachlicher (und teilweise äquivalent: psychischer) Gewalt arbeiten, geht eine Vielzahl von bisherigen Auseinandersetzungen mit der oben gestellten Frage implizit und teilweise explizit von einer ontologischen Differenz von »Virtualität« auf der einen Seite und dem »Realen« auf der anderen Seite aus (Krämer 1998a: 15).¹ Dieses Spannungsfeld von Textualität/Virtualität und Materialität/Realität soll im Folgenden diskutiert werden. Eine Positionierung innerhalb dieser Debatten scheint gewinnbringend und notwendig, um die Frage nach der Wirkmacht mediatisierter Missachtung im Netz adäquat diskutieren zu können. Diese und angrenzende Fragen zum Verhältnis von Virtualität und Materialität setzen bei semiotischen Ansätzen an, zu denen Judith Butlers Ausführungen zu zählen sind, und führen unweigerlich bis in das Feld der Technoscience bzw. Science Studies hinein. Die unter dem Stichwort *New Materialism* für sich beanspruchende Perspektive, den »Intellektualismus der Zeichen« (Reckwitz 2010: 133) und die Trennung zwischen Virtualität und Materialität zu überwinden, wird zentral für die Argumentation sein.

Die Arbeiten Judith Butlers zu verletzender Rede stehen am Beginn weiterführender Überlegungen, die danach fragen, wie verletzende Rede im Kontext des Internets neu diskutiert werden kann. Butler hat in »EXCITABLE SPEECH. A POLITICS OF THE PERFORMATIVE« (1997) dargelegt, dass die Verletzungsmacht von Sprache insbesondere auf der Tatsache beruht, dass Subjekte sprachlich konstituierte Wesen sind. Die Benennung, verstanden als sprachlicher Akt der Adressierung, ist ein zentraler Akt der Subjektkonstitution: »Durch den Namen, den man erhält, wird man nicht einfach nur festgelegt. Insofern der Name verletzend ist, wird man zugleich herabgesetzt und erniedrigt« (Butler 2006: 10). Butler hat mit ihrer Arbeit darauf verwiesen, dass der benennende Ruf durchaus

1 Vgl. Kapitel 5.1 und 5.2.

eine materialisierende Wirkung hat, d.h. dass er etwas erschaffen und auch zerstören kann. Butlers Arbeiten haben entsprechend eine Perspektive geschaffen, die es vermag, sprachliche Akte eben nicht als ›bloße‹ sprachliche Akte auf der einen Seite und physische Akte auf der anderen Seite als Gegensatzpaar zu konzipieren. Vielmehr geht es um die Frage nach der Verletzungsmacht von Sprache, der wir unausweichlich ausgesetzt sind. Im Kontext mediatisierter Missachtung stellen die Arbeiten Judith Butlers also insbesondere deswegen einen Gewinn dar, weil sie zu einer kritischen Konzeptualisierung von mediatisierter Missachtung führen, die diese weder als unwirksames ›Sprachspiel‹ betrachtet, noch als wirksame Gewalt per se. Allerdings ist es notwendig, über Butler hinaus die Frage zu stellen, wie diese Konzeptualisierung aussehen kann, erweitert man den Fokus über Sprache hinaus auf mediatisierte Akte. Im Kontext Internet haben wir es mit komplexen Wechsel- und Mischverhältnissen zwischen Subjektivität und Technologie zu tun, deren Hybridität vor der Folie technologischer Entwicklungen und einer Kultur der Dauerkonnektivität (van Dijck 2013) neu diskutiert werden muss. Es wird also auszuloten zu sein, inwiefern der Butler'sche Ansatz auf mediatisierte Missachtung im Netz übertragbar ist und erweitert werden kann. Die Frage nach unterschiedlichen Realitätsebenen, wie z.B. das ›Reale‹ und das ›Fiktive‹, beziehungsweise im Spannungsfeld beider Sphären das ›Virtuelle‹ (Esposito 1998), wird im Kontext Internet ein zentraler Punkt bei der Frage nach der Verletzungsmacht mediatisierter Missachtung in der Virtualität sein.²

Zunächst wird im Folgenden Karen Barads Konzept des Agentiellen Realismus sowie der hier inhärente Bezug zu Donna Haraways Arbeiten diskutiert und im Anschluss Bruno Latours Konzeption Symmetrischer Anthropologie gegenübergestellt, da beide Ansätze für sich beanspruchen, die oben aufgeworfene Trennung zu unterlaufen und Prozesse der Materialisierung entsprechend jenseits klassischer Dualismen diskutieren zu können. Beide verfassen – wenn auch aus anderen disziplinären Stoßrichtungen³ – bei der Formulierung einer Theorie

-
- 2 Bei der systemtheoretisch orientierten Konzeption von Realitätsdimensionen nach Esposito werden das Reale, das Virtuelle sowie das Fiktive gleichermaßen als spezifische Realitätsdimensionen betrachtet (Esposito 1998).
 - 3 Während Barads Ausführungen im Kontext von Feministischer Theorie bzw. Feminist Technoscience und Quantenphysik betrachtet werden müssen, stammen die Ansätze von Latour aus dem Feld der Wissenschafts- und Techniksoziologie. Interessant ist an dieser Stelle, dass die Abgrenzungen zwischen diesen wissenschaftlichen Disziplinen und jeweils typischen theortietraditionellen Implikationen im angelsächsischen Raum mit dem Begriff der Science Studies verschwimmt.

des Materiellen bzw. der Dingwelt eine Kritik an der ›semiotischen Wende‹, die jeweils als Argument für die Notwendigkeit einer ›neuen‹ Denkrichtung fungiert. Aufgrund des Fokus' Barads und Latours auf das Technologische sind die beiden Ansätze daher für die Diskussion der Wirkmacht von Medien im Kontext Internet vielversprechend. Da sich Ansätze, die insgesamt der Theoriebewegung des *New Materialism* zugeordnet werden können, dezidiert gegen eine »Marginalisierung des Materiellen durch das Sinnhafte und Symbolische« (Reckwitz 2010: 131) wenden und sich entsprechend auch gegen einen angeblichen post-strukturalistischen Textualismus (ebd.: 132), scheint es für die vorliegende Frage nach der Wirkmacht von Sprache bzw. Medien im nächsten Schritt gewinnbringend, die Kritik am sogenannten Textualismus zu diskutieren. Nach der Diskussion erfolgt eine Positionierung, die mithilfe des Mit- und Gegeneinanderlesens eben jener Textualismus-Kritik und der semiotischen Perspektive der Butler'schen Konzeption von Materialität entwickelt wird. Es wird zu zeigen sein, dass die jeweils unterschiedlichen Verständnisse von Materie und dem Zugang zu ihr folgenreich sind: sowohl für theoretische Konzeptualisierungen im Wissenschaftsdiskurs insgesamt, aber auch für Fragen nach der Konzeption von Geschlecht sowie dem Umgang mit potenziell verletzender Rede im Netz.

2.1.2 Eine Kritik des Agentiellen Realismus nach Karen Barad

Im Kontext des *New Materialism* wird den Arbeiten Judith Butlers vorgeworfen, genau das nicht zu vermögen, was eigentlich als zentrales Anliegen verstanden werden muss, nämlich die Überwindung der Differenz von Natur und Kultur auf der einen Seite, sowie die Schaffung eines Theorieprogramms, welches jenseits der Überbetonung des Diskursiven bei der Frage nach Materialisierungsprozessen verortet ist (Davis 2009).

Insbesondere die Arbeiten von Karen Barad, die im Feld der Feminist Technoscience zu verorten sind, beanspruchen, dieses ›Unvermögen‹ zu überwinden. Jene, die sich dem *New Materialism* zuordnen, wie neben Karen Barad, Elizabeth Grosz, Vicky Kirby und Elizabeth A. Wilson streben eine ›neue‹ Ausrichtung des Denkens an, welches insbesondere semiotische Ansätze zu kritisieren sucht (vgl. Ahmed 2008; Hoppe/Lemke 2015). Damit ist eine paradigmatische Verschiebung verknüpft:

»Konvergenz paradigmatischer Verschiebungen in den multidisziplinären Forschungsfeldern zwischen Natur- und Sozialwissenschaften (Science and Technology Studies/STS oder ›material cultures‹ z.B.), disziplinen-immanenter Kritik (an der Leibvergessenheit der Körpersoziologie z.B.) und, nicht zuletzt, wachsende Einsicht in die Historizität von

scheinbar natürlichen Entitäten, haben zu einer Problematisierung ontologischer Vorannahmen in der forschenden Auseinandersetzung mit ›dem Körper‹ geführt« (Villa/Schadler 2015: 181).

Barads Konzept des Agentiellen Realismus kann in diesem Sinne als posthumanistisches Projekt beschrieben werden, welches das Ziel verfolgt, die Rolle der Materie und ihres Agens für eine umfassende ontologische Kulturtheorie stark zu machen, die nicht ›lediglich‹ nach Diskursen und ihren Effekten fragt, sondern nach den Effekten der Materie selbst. Anders formuliert fragt Karen Barad nicht wie Judith Butler danach, »how *discourse* comes to matter«, sondern »how *matter* comes to matter [Herv. i. Orig.]« (Barad 1998: 90f.). Mithilfe des Rekurses auf die Quantenphysik von Nils Bohr unterzieht Karen Barad das Konzept der Performativität einer kritischen Re-Lektüre und sucht so, »einen Beitrag zur Schärfung des theoretischen Werkzeugs der Performativität für die Wissenschaftsforschung und Anstrengungen der feministischen Theorie zugleich zu leisten und ihre gegenseitige Berücksichtigung zu fördern« (Barad 2012a: 13). Mit einer Reformulierung der Begriffe ›Agens‹ und ›Realität‹ versucht sie, nicht-menschliche Faktoren bei der Produktion von Wissen zu berücksichtigen und so die traditionelle Trennung von Subjekt und Objekt bzw. Diskurs und Materie auszuhebeln (Barad 1998: 89).

An dieser Stelle ließe sich fragen, was eigentlich das Neue am Neuen Materialismus und damit an Barads Ansatz ist, bedenkt man, dass Butler bereits darauf hingewiesen hatte, dass »die Materie der Körper nicht zu trennen sein wird von den regulierenden Normen, die ihre Materialisierung beherrschen, und von der Signifikation dieser materiellen Wirkungen« (Butler 1997: 22). Wenn also auch Einigkeit darüber besteht, dass Diskurs und Materie untrennbar und performativ miteinander verknüpft sind, so divergieren Barad folgend die beiden Autorinnen in Bezug auf die Einschätzung der Agens von Materialität. Barad plädiert für ein Verständnis von Materie, der eine *eigene* Wirkmacht inhärent ist. Butlers Ausführungen zum Verhältnis von Diskurs und Materie zeichneten sich nach Barad dadurch aus, dass dem Diskurs die Signifikationsgewalt über die Materie eingeräumt und Materie als Passivum des Diskursiven betrachtet werde:

»It fails to analyze how matter comes to matter. What about the material constraints and exclusions, the material dimensions of agency, and the material dimensions of regulatory practices? Doesn't an account of materialization that is attentive only to discursive limits reinscribe this very dualism by implicitly reinstalling materiality in a passive role?« (Barad 1998: 91).

Anhand von Beschreibungen unterschiedlicher Apparaturen und Laborsituationen verdeutlicht Barad die konstitutive Rolle spezifischer Instrumente, die zur Erforschung von Objekten verwendet werden:

»Und sie sind nicht nur Anordnungen, die Nicht-Menschen sowie Menschen umfassen. Apparate sind vielmehr spezifische materielle Rekonfigurationen der Welt, die nicht bloß in der Zeit entstehen, sondern schrittweise die Raumzeit-Materie als Teil der fortlaufenden dynamischen Kraft des Werdens rekonfigurieren« (Barad 2012a: 24).

Entgegen der Setzung der Newton'schen Physik, die Materie als passiv konstruiert und von der Transparenz der Beobachtung ausgeht, führt sie in Anlehnung an die Quantenphysik von Nils Bohr aus, inwiefern Apparaturen als produktiver Teil von »Phänomenen« beschrieben werden müssen (Barad 1998: 98). Mit Bohr geht Barad davon aus, dass Apparate keine passiven Beobachtungsinstrumente sind, sondern eine konstitutive Rolle spielen (ebd.: 24). Barad kritisiert an Bohrs Ausführungen jedoch, dass er den Apparat selbst als unveränderliche und von äußeren Einflüssen unabhängige Laboreinrichtung fasst (ebd.: 27). Barad fordert dagegen eine Vorstellung von Apparaturen, die nicht von einer definierten Grenze des Apparates ausgeht, sondern vielmehr das permanente Werden spezifischer Konstellationen betont. Phänomene sind diesem Verständnis nach ein Ergebnis von Intraaktionen zwischen den »erforschten Objekten« und der »Agens der Beobachtung«:

»I introduce the neologism ›intra-action‹ to signify *the inseparability of ›objects‹ and ›agencies of observation‹* [Herv. i. Orig.] (in contrast to ›interaction‹, which reinscribes the contested dichotomy)« (ebd.: 96).

Der Begriff der Apparatur schließt bei Barad sowohl das experimentelle Setting, die Instrumente, die Forschenden, aber auch diskursive Wissenspraktiken mit ein. Barad bezieht sich zur Stützung ihrer These auf das Stern-Gerlach-Experiment (1922), welches den quantenmechanischen Effekt der Verteilung von Elektronen auf spezifischen Umlaufbahnen zu erklären suchte. Ein umlaufendes Elektron sollte dazu gebracht werden, ein Magnetfeld zu erzeugen, welches wiederum in Wechselwirkung mit einem äußeren Magnetfeld treten sollte (ebd.: 60). Ohne dass es hier en detail auf den quantenphysikalischen Hintergrund des Versuchs ankommt, sei auf eine spezifische Besonderheit während der Experimente verwiesen: Stern und Gerlach konnten die gewünschten Spuren der Raumquantisierung entgegen ihrer Erwartung nicht zeigen, bis etwas Ungeplantes passierte. Gerlach und Stern rauchten Zigarren. Da Otto Stern zu diesem Zeitpunkt die Position eines Assistant Professors bekleidete, konnte er sich le-

diglich die günstigen, schwefelhaltigen Zigarren leisten. So kam es, dass der gewünschte Effekt erstmals zutage trat, als Stern sich samt seinem schwefelhaltigen Atem der Versuchsanordnung an einer spezifischen Stelle näherte. Die gewünschten Silbersulfidspuren, welche die Raumquantisierung anzeigen sollten, wurden durch den schwefelhaltigen Atem sichtbar gemacht, indem sie sich zu Silbersulfidspuren materialisierten (ebd.: 60ff.): »Der wundersame Erfolg dieses historischen Experiments hing von einem billigen (Zigarren-)Trick ab [...]« (ebd.: 64). Barad folgert nun – die Rolle der Zigarre berücksichtigend –, dass Aspekte wie Klasse, Staatsangehörigkeit, Gender und weitere ein Teil der Versuchsanordnung gewesen seien (ebd.: 64). Damit verdeutlicht sie, dass Apparaturen keine festgeschriebenen Grenzen haben und vielmehr selbst ein Teil eines prozesshaften Werdens sind.

Damit betont das Konzept des Agentiellen Realismus die Untrennbarkeit des Apparats von den Objekten und Subjekten der Wissenspraktiken sowie die wechselseitige Herstellung von Materialitäten, diskursiven Zwängen und Ausschlüssen (ebd.: 96f.). Als weiteres Beispiel nennt Barad in Anlehnung an Teresa Ebert die Etablierung der Ultraschall-Technologie für die pränatale Diagnostik, die in Indien mit der Abtreibung von 60% weiblicher Föten zusammengehe (ebd.: 93). Barad führt aus, dass die Bilder, die bei der Sonografie entstehen, ein Phänomen darstellen, welches durch Intraaktionen zwischen Apparatus (Ultraschall-Gerät, aber auch Ärztinnen und Ärzten) und Objekt (Fötus), sowie spezifischen Wissenspraktiken konstituiert wird: »The objective referent for the properties that are observed is the phenomenon, *not* the object of this knowledge practice [Herv. i. Orig.]« (ebd.: 101).

Mithilfe der Ultraschall-Technologie kann also nie das Objekt, in diesem Fall der Fötus, sichtbar gemacht werden, sondern lediglich ein Phänomen entstehen, welches im Wechselspiel von Apparatus, Objekt und situierten Wissenspraktiken produziert wird und folgenreiche Effekte hat (ebd.: 102). Die Kritik an der Newton'schen Epistemologie, die von intrinsischen Eigenschaften von Objekten und der Möglichkeit, diese in abstrakten Konzepten repräsentieren zu können, ausgehe, sowie an der Annahme, dass die Tätigkeit des Beobachtens keinen Einfluss auf das Beobachtungsobjekt habe, ist im Kontext der Wissenschaftskritik fraglos zentral:

»Mistaking the object of observation for the objective referent can be used to certain political advantage which may then have consequences for how scientific practices, among others, are reiterated« (ebd.: 101).

Die Feststellung, dass Wissenschaftspraxis in spezifische technische Apparaturen sowie Wissensformationen und -logiken eingebunden ist und »wissenschaft-

liche Fakten« zu den »Eigenschaften« der Materie immer nur im Kontext spezifischer Technologien, Kontexte, Geschichten und kultureller Praktiken zu verstehen sind und entsprechend stets kritisch reflektiert werden müssen, ist seit den 1980er Jahren im Feld feministischer Wissenschaftskritik und Epistemologie insbesondere seit den Schriften Donna Haraways und ihren Ausführungen zum »situieren Wissen« gewiss nicht neu (vgl. Haraway 1995a: 73ff.; Singer 2008). Auch die mit diesen epistemologischen Ausführungen verbundene Überwindung von Subjekt/Objekt-Relationen hat Donna Haraway bereits in ihrem Manifest für Cyborgs überzeugend dargelegt (Haraway 1995b: 33ff.). Die Cyborg ist bei Haraway eine Figur, die aufgrund ihrer technologisch verstrickten Situiertheit und ihres fragmentierten Seins die Grenze zwischen Subjekt (Mensch) und Objekt (technische Apparatur) unterläuft (ebd.). Karen Barad untermauert diese Perspektive in ihrem Konzept des »Agentiellen Realismus« wie folgt:

»In meiner weiteren Ausarbeitung dieser agentiell-realistischen Ontologie argumentiere ich dafür, daß *Phänomene* nicht bloß Ergebnis von Laborübungen sind, die von menschlichen Subjekten vorgenommen werden; vielmehr sind Phänomene differentielle *Relevanzmuster* (»Streuungsmuster«), die durch komplexe Handlungsintraaktionen mehrerer materiell-diskursiver Praktiken oder Apparate der Produktion von Körpern hervorgebracht werden, wobei *Apparate nicht bloß Beobachtungsinstrumente sind, sondern grenzziehende Praktiken – spezifische materielle (Re-)Konfigurationen der Welt –, die sich materialisieren und Relevanz erlangen* [Herv. i. Orig.]« (Barad 2012a: 20f.).

Mit dem Begriff der Intraaktion verweist Barad auf eine Konzeptualisierung der Relation zweier Entitäten, die sich von der Opposition unterscheidet. Während die (moderne) Konzeption von zwei zu trennenden und sich gegenüberstehenden und gegensätzlichen Entitäten ausging, beschreibt Barad mit dem Begriff der Intraaktion eine aktive Relation von Differenz *innerhalb* eines Phänomens. Es geht also nicht um die Frage nach »dem einen *oder* dem anderen« als essentialistische Setzung oder Seiendes, sondern vielmehr um eine spezifische Relation zweier Entitäten im Prozess, die untrennbar miteinander verbunden sind. Abgrenzungen sind keine ontologische Tatsache, sondern vielmehr ein »auf das jeweils andere angewiesen sein«, so dass das Erscheinen als »das eine« und »das andere« lediglich als Phänomen (im Barad'schen Sinne im Kontext von Messinstrumenten als Relevanzmarkierung im weitesten Sinne) erscheint:

»Differences are *within* [Herv. i. Orig.]; differences are formed through intra-activity, in the making of »this« and »that« within the phenomenon that is constituted in their inseparability (entanglement). Indeed, this is a point just as much about electrons with one another as it is about onto-epistemological intra-actions involving humans. Subjectivity and objec-

tivity are not opposed to one another; objectivity is not not-subjectivity« (Barad 2014: 175).

Barads Ausführungen sind folglich insofern relevant, als sie, ebenso wie Haraway, auf die Untrennbarkeit der Einheit von Subjekt und Objekt, genauer: von Menschlichem und Technischem verweist.⁴ ›Agency‹ versteht Barad als

»[...] enactment, a matter of possibilities for reconfiguring entanglements. So agency is not about choice in any liberal humanist sense; rather, it is about the possibilities and accountability entailed in reconfiguring material-discursive apparatuses of bodily production, including the boundary articulations and exclusions that are marked by those practices« (Barad in Dolphijn/van der Tuin 2009).

Ausgehend von performativ wirksamen und gewordenen Intraaktionen zwischen Subjekt und Objekt wird *agency* bei Barad nicht im Sinne humanistischer Konzeptionen von Widerstand gedacht, sondern als eine Möglichkeit, die spezifischen Konfigurationen von Intraaktionen neu auszuhandeln: »Agency is about possibilities for worldly re-configurings« (ebd.). Corinna Bath hat bereits darauf verwiesen, dass traditionelle humanistische Konzeptionen von *agency* oftmals dazu führen, dass nicht die Technologie be- und hinterfragt wird, sondern dass der Fokus allzu häufig auf menschliche Gestalter_innen dieser Technologien gelenkt wird, ohne die sozio-technische Infrastruktur und die technischen Bedingungen beispielsweise des Semantic Web und der damit zusammenhängenden Modellierungssprache von dahinterstehenden Ontologien mitzudiskutieren (Bath 2013: 69ff.).

Obwohl Karen Barad also an zentrale Konzeptionen von Donna Haraways Arbeiten anknüpft, unterscheidet sich ihr Konzept des Agentiellen Realismus in entscheidender Weise von Haraways Ansatz. Haraways Ausführungen sensibilisieren für die Frage nach der Darstellbarkeit wissenschaftlichen Wissens, was

4 Die Nähe zu Jacques Derridas Konzept der *différance* ist augenscheinlich. Barad geht, wie Derrida, von differentiellen Verweisungen aus. Zudem lässt sich der Derrida'sche Begriff des ›Bündels‹ als Geflecht von Bedeutungen analog zu dem Barad'schen Konstrukt der Intraaktion lesen. Die *différance*, verstanden als Gleichzeitigkeit aller Gegensätze und Selbstgenerierungsprozess von Differenzen (Wartenpfehl 1996: 191ff), wird ebenfalls bei Barad aufgenommen. Ähnlich, wie Barad versucht, die Ausführungen von Haraway ontologisch zu begründen, so versucht sie ebenfalls das dekonstruktivistische Projekt der *différance* von Derrida empirisch zu stützen: »[...] that I mention the possibility of *empirical* support for deconstructive ideas like *différance*« (Barad 2012b: 45).

auf der Feststellung fußt, dass der Prozess der Objektivierung zwangsläufig ein Prozess der Symbolisierung sein muss (vgl. Deuber-Mankowsky 2011b: 89). Entsprechend münden ihre Erläuterungen in dem Ziel »bessere Darstellungen der Welt« (Haraway 1995a: 90) durch Wissenschaft zu erreichen. Die Figur, welche die Darstellung von Objekten und Wissen in ihrem Symbolcharakter sichtbar macht, ist bei Haraway die ›Diffraktion‹. Diffraktion ist eine Metapher aus der Optik und meint ›Beugung‹. Im Gegensatz zur Figur der ›Reflexion‹ geht es bei der Figur der ›Diffraktion‹ eben nicht um eine Repräsentation⁵, d.h. ein Abbild, sondern um eine Darstellung, die sich immer von dem, was sie darstellt, unterscheiden muss (vgl. Deuber-Mankowsky 2011b: 89f.):

»Als Alternative zu ›Reflexion‹ und ›Reflexivität‹ lässt Diffraktion, so Haraway, das Identitätsdenken der Metaphysik und die Metaphysik der Repräsentation hinter sich und zeigt, dass die Optik eine weitere Weise des Denkens über Licht bereithält« (Deuber-Mankowsky 2011b: 90).

Von Diffraktion wird in der Optik gesprochen, wenn eine Welle auf ein Hindernis stößt und sich am Scheitelpunkt eine neue Welle bildet, d.h. die Wellenbewegung weicht von ihrer ursprünglichen Ausbreitungsrichtung ab (ebd.). Daher wird Diffraktion auch als Beugung bezeichnet. Fällt beispielsweise Licht auf eine CD, die man zu einer Wand ausrichtet, so brechen die Rillen auf der CD-Oberfläche die Lichtwellen und es entsteht auf der CD das sogenannte Interferenz- oder Beugungsmuster.

Die CD wirkt als Beugungsgitter, so dass das weiße Licht in sein Spektrum aufgefächert wird und die unterschiedlichen Lichtfarben, d.h. Wellenlängen, als Interferenzmuster sichtbar werden (Abb. 2). Weißes Licht ist damit nicht etwa eine *Entität*, sondern ein *Effekt* der Interferenz des Lichtwellenlängen-Spektrums.

Diffraktion ist keine Repräsentation, sondern vielmehr eine spezifische Relationalität: »Diffraction is a mapping of interference, not of replication, reflection, or reproduction« (Haraway 1992: 300). Der Begriff ›Interferenz‹ ist mittlerweile zu einem zentralen Drehpunkt im Kontext des *New Materialism* avanciert. Er geht auf Donna Haraways Ausführungen zum Phänomen der Diffraktion zurück.

Bei den Begriffen Diffraktion und Interferenz handelt es sich gleichermaßen um physikalische Phänomene der Optik, so dass die Abgrenzung der Begrifflichkeiten nicht immer klar ist. Während Diffraktion das Treffen von Wellen auf

5 Vgl. vertiefend zu Repräsentationskritik im Kontext feministischer Kritik und Theoriebildung: Deuber-Mankowsky 2007b.

Hindernisse meint, bezeichnet Interferenz zumeist das Aufeinandertreffen von mindestens zwei Wellen und den daraus folgenden Überlagerungszustand. Da die Arbeiten von Barad jedoch aufzeigen, inwiefern Materie immer auch wellenhaft sein kann, werden die Begriffe Interferenz und Diffraktion zumeist synonym gebraucht (Bath u.a. 2013: 31 Fn 4).

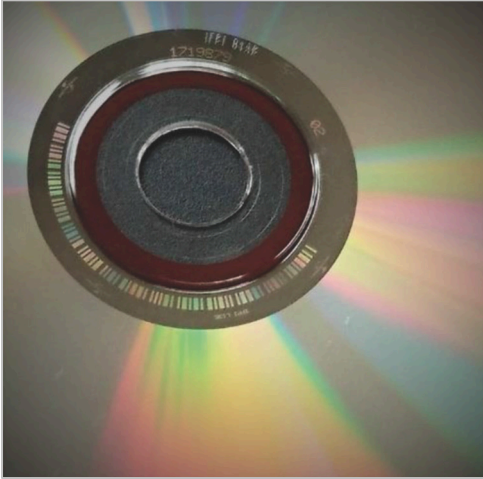


Abbildung 2: Durch Diffraktion (Beugung) entsteht ein Beugungs-/Interferenzmuster

Mit der Überlagerung von Wellen entsteht immer etwas Anderes, d.h. eine, mehrere, kleinere, größere oder gar keine Welle/n (ebd.: 7). Trotz der häufig synonymen Begriffsverwendung von Diffraktion und Interferenz werden innerhalb der vorliegenden Arbeit je spezifische Aspekte der Begrifflichkeiten betont, die untrennbar zusammenhängen und lediglich idealtypische Betonungen darstellen:

Während der Begriff der Diffraktion hier insbesondere auf prozesshafte Akte der Beugung verweist und damit alternative Lesarten zu entwickeln sucht, steht hier der Begriff der Interferenz für das Spektrum, welches sich – im Kontext des prozesshaften Aktes der Beugung – aus der Überlagerung von diskursiv-materiellen Wissenspraktiken ergibt.

Als Metapher genutzt erlauben die Begriffe Diffraktion und Interferenz die Untersuchung einer relationalen Verbindung, die die Abgrenzbarkeit ihrer Elemente

in Frage stellt und so der performativitätstheoretischen Betrachtung von Gender und Medien im Kontext von technologischen Entwicklungen Vorschub leistet.

Barad und Haraway unterscheiden sich nun insofern voneinander, als Haraway die Figur der Diffraktion als Metapher für das Verhältnis von ›Objekt‹ und dem ›Symbolischen‹ versteht, um damit neue Sichtweisen zu ermöglichen (ebd.: 89). Die Metapher der Diffraktion ist daran anknüpfend Kern einer Methodologie, die weder etwas ursächlich ergründen oder erklären, noch etwas abbilden will, sondern unterschiedliche Perspektiven durch andere Perspektiven hindurch zu lesen sucht, um damit perspektivische Interferenzen zu generieren, aber auch um Ausschlüsse sichtbar zu machen: »Here I am referring to the method of diffractively reading insights through one another for patterns of constructive and deconstructive interference« (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012: 12). Barads Konzept der Diffraktion unterscheidet sich jedoch von jener Donna Haraways. Barad sieht die Figur der Diffraktion nicht, wie Haraway, als textuelle Metapher, sondern »als fundamentale[n] Bestandteil[...] der ontologischen Beschaffenheit einer prozesshaft gedachten Weltwerdung« (Deuber-Mankowsky 2011b: 89). Astrid Deuber-Mankowsky weist darauf hin, dass Karen Barad sich von der semiotischen Richtung von Haraways Analyse distanziert und stattdessen versucht, die Diskursanalyse ontologisch zu begründen (ebd., Fn. 32). Deutlich wird dies beispielsweise, wenn Barad wiederholt darauf hinweist, dass die Eigenschaften von Quantenphänomenen empirisch evident seien (Barad 2014: 180f.). Diffraktion ist entsprechend für Barad nicht lediglich eine metaphorisch begründete Methodologie, sondern ein physisches Phänomen (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012: 13). Bedeutungen sind folglich für Barad zwar auch eine Frage semiotischer Konstellationen, aber in erster Linie geht es ihr um eine Begründungslogik, die sich an einer Ontologie empirischer Evidenz orientiert und Bedeutung somit als eine fortlaufende Leistung der Welt an sich verortet. Daher verwundert es kaum, dass sich insbesondere innerhalb der sozialwissenschaftlichen Forschung in jüngster Zeit vermehrtes Interesse an der Barad'schen Perspektive und der Frage nach der empirischen Operationalisierung eben jener herausbildet:

»Die Stärke dieses Forschungsprogramms liegt in der Ausarbeitung einer posthumanistischen Perspektive, die historisch informiert und empirisch orientiert die verschiedenen Formen in den Blick nimmt, die die Grenzen zwischen der menschlichen und der nicht-menschlichen Welt konstituieren und stabilisieren. Dieses konzeptionelle Instrumentarium ermöglicht es, die ontologische Trennung zwischen dem Natürlichen und dem Sozialen, den Menschen und den Dingen empirisch zu untersuchen – als spezifische Materialisierungen agenteller Schnitte« (Hoppe/Lemke 2015: 275).

Auch wenn diese Schlussfolgerungen durchaus einleuchten und im Kontext der in den Sozialwissenschaften historisch gewachsenen und legitimierten Trennung von Theorie und Empirie gut nachvollziehbar sind, wird dennoch abermals deutlich, inwiefern die Suche nach einem *empirischen* Forschungsprogramm erneut als agentieller Schnitt zwischen *Theorie* und *Empirie* gelesen werden kann. Die empirische Begründungslogik semiotischer Perspektivierungen birgt jedoch die Gefahr der Re-Naturalisierung eben *jener* Logik, die sich insbesondere – und nicht zuletzt vor der Folie feministischer Anstrengungen – *gegen* die Idee einer metaphysischen Ordnung der Welt positioniert hatte.

Die kritische Epistemologie von Karen Barad wird folglich von der Ontologisierung von Diskurs und Materie flankiert, woraus sich durchaus Herausforderungen für die Feministische Theorie im weitesten Sinne ergeben können. Entsprechend läuft der Agentielle Realismus Gefahr, »quasi naturalistische Ansichten zu generieren« (Barla 2013: 270).

2.1.3 Eine Kritik der Symmetrischen Anthropologie nach Bruno Latour, mit einem Ausflug zu den Existenzweisen

Ein weiteres viel zitiertes Konzept, welches im Zusammenhang mit der Denkrichtung des New Materialism im Kontext der Science Studies verwiesen wird, ist die von Michel Callon, Bruno Latour, Antoine Hennion, Madeleine Akrich und John Law in den 1980er Jahren formulierte und seitdem stets weiterentwickelte Akteur-Netzwerk-Theorie (Kneer 2013: 19; Schüttpelz 2013: 9). Die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT), die sich als Gegengewicht zu allem Bisherigen, zumindest innerhalb der Soziologie, verstanden wissen will, verfolgt das Ziel, Gesellschaft, Natur und Technik nicht mehr als getrennte Entitäten, sondern als heterogene Einheiten zu beschreiben (ebd.). Auch die ANT positioniert sich gegen die Reproduktion moderner Dualismen, wie Subjekt und Objekt, Zeichen und Gegenstand (Latour 2014: 219). Akteur-Netzwerke werden entsprechend anti-anthropozentristisch und als Verbündete gedacht, die aus unterschiedlichen Akteuren bestehen. Als Akteur wird in der ANT neben dem menschlichen Subjekt potenziell jede andere Entität (natürlich, sozial, technisch) verstanden (ebd.). Von dieser Grundannahme ausgehend entfaltet Latour seine Kritik an der Semiotik:

»Sobald man es mit Wissenschaft und Technik zu tun hat, ist es schwierig, lange die Vorstellung aufrechtzuerhalten, daß wir ein Text sind, der sich selbst schreibt, ein Diskurs, der sich ganz allein spricht, ein Spiel von Signifikanten und Signifikat« (Latour 1995: 87).

Bruno Latour konstatiert in seinem Konzept Symmetrischer Anthropologie, die Semiotik habe das Ziel, das menschliche Subjekt als »von der Natur wie der Gesellschaft unabhängigen Mittler« zu verstehen, und beschränke in dieser Konsequenz »ihr Unternehmen ganz auf den Diskurs« (ebd.: 86). Während Karen Barad ihr Projekt über die Materialität aus der Relektüre von semiotischen Ansätzen im Lichte physikalischer Ansätze entwickelt, ist Bruno Latours Konzept Symmetrischer Anthropologie als eine wissenschafts- und techniksoziologisch orientierte Ausführung zu verstehen.⁶ Latour entwickelt eine Art Anti-Theorie der Moderne, welche die aus der Moderne entstandene Trennung von Geistes- und Naturwissenschaft sowie von Subjekt und Objekt zu kritisieren und aufzulösen sucht. Latours Interpretation zufolge hat die Moderne nicht etwa die Entwicklung von Quasi-Objekten, die die Untrennbarkeit von Mensch und Technik markieren, verhindert. Er argumentiert vielmehr, dass es auch in jener Zeit, die gemeinhin als »Moderne« bezeichnet wird, zwei »Ensembles von Praktiken« gegeben habe: Auf der einen Seite gab es »neue« Mischungen zwischen Wesen, so bezeichnete »Hybride«, die sich zwischen Natur und Kultur angesiedelt haben. Diese Ensembles von Hybrid-Praktiken seien allerdings von »Praktiken der Reinigung« flankiert gewesen, welche zwei getrennte ontologische Zonen von Menschlichem und Nicht-Menschlichem hervorgebracht haben (ebd.: 19). Entsprechend fasst Latour zusammen: Wir sind nie modern gewesen. Die Entwicklung nach der Moderne zeichnet sich daher vor allem dadurch aus, dass sie sichtbar und offiziell gemacht habe, was immer schon Praxis gewesen sei, nämlich die Durchdringung von Mensch und Technik bzw. Natur und Kultur (ebd.: 189). Auch er fordert entsprechend, nicht lediglich den Subjekten, sondern den materiellen Dingen selbst Aufmerksamkeit zu widmen:

»Sind wir es nicht müde, für immer in der Sprache eingeschlossen zu sein oder gefangen in den sozialen Repräsentationen, wie uns so viele Sozialwissenschaftlicher gerne sähen? Wir wollen Zugang zu den Dingen selbst, nicht nur zu ihren Phänomenen. Das Wirkliche ist nicht fern, sondern in allen überall auf der Welt mobilisierten Objekten zugänglich. Ist die die äußere Realität nicht im Überfluß mitten unter uns?« (Ebd.: 121).

6 Im Gegensatz zu Barad, die ihre Ausführungen als Anreicherung und Erweiterung postmoderner bzw. posthumanistischer Theorie verstanden wissen will, grenzt sich Latour scharf von dieser Denkrichtung ab, indem er die Vorgänger postmodernen Wissens (wobei unklar bleibt, wer oder was gemeint ist) als »Meister des Absurden«, die Postmodernen insgesamt als »lächerlich« (Latour 1995: 88) oder auch an anderer Stelle als »immer pervers« bezeichnet (ebd.: 164).

Indem Latour einen ›Zugang zu den Dingen selbst‹ sucht, rehabilitiert bzw. stabilisiert er in seinem Konzept zur *Symmetrischen Anthropologie* allerdings die Vorstellung des unhintergehbaren Natürlichen. Ausgehend von einem performativitätstheoretischen wie machtsensiblen Ansatz ist der Rekurs auf eine angeblich unhintergehbare Natur keineswegs unproblematisch. Die feministische Wissenschaftskritik hat bereits umfassend dargelegt, dass der Rekurs auf das Natürliche bereits seit der Aufklärung, in Abgrenzung zum Göttlichen, weitreichende gesellschaftspolitische Folgen hatte. Galt das weibliche Geschlecht bereits in der griechischen Antike als minderwertig gegenüber dem männlichen Geschlecht, so etablierte sich seit dem 18. Jahrhundert eine Neubestimmung der Geschlechterdifferenz auf der Basis der Differenz zwischen Natur und Kultur (Deuber-Mankowsky 2013a: 325). Insbesondere die Schriften von Rousseau können als Beleg herangezogen werden. Die Rolle berücksichtigend, welche die Erziehung im Rahmen der neuen Freiheit spielte, wurde Frauen auf Basis ihrer weiblichen ›Natur‹ die Erziehungsaufgabe zugesprochen (ebd.: 330). Aspekte wie Schwangerschaft, das Säugen des Kindes und emotionale Zuwendung avancierten zu unhintergehbaren natürlichen Tatsachen der *weiblichen Natur*, welche die Gesellschaftsordnung stabilisieren sollten. Politische wie ökonomische Rechte, Ratio und der Bereich der Öffentlichkeit waren fortan männlich konnotierte Aspekte der *kulturellen Sphäre*, von denen die Frauen ausgeschlossen blieben (ebd.: 330f.). Entsprechend kann die Deklaration eines unhintergehbaren Natürlichen im Kontrast zum Kulturellen als historisch gewachsener Machteffekt verstanden werden, welcher gesellschaftspolitisch betrachtet die Hierarchisierung von Männlichem und Weiblichem zur Folge hat und damit »die feste Verknüpfung der Herausbildung von sich zwei ergänzenden Geschlechtscharakteren mit der Grenzziehung zwischen Natur und Kultur, wobei die Kultur der Natur ebenso überlegen sein sollte, wie die Männer den Frauen« (ebd.: 333). Diese Ausführungen sollen hier dem Zweck dienen zu verdeutlichen, inwiefern der Rekurs auf das Natürliche als unhintergehbare Seiendes bzw. Essentielles für eine performativitätstheoretische, gendersensible Sicht, die das Geschlecht gerade *nicht* voraussetzt, sondern nach seinen Entstehungsbedingungen und -prozessen fragt, wenig weiterführend ist. Latours Ausführungen sind aus dieser Perspektive als durchaus subtil essentialistisch zu bezeichnen, da er das konstitutive Moment phänomenaler Praxis nicht konsequent mitdenkt und stattdessen die Dinge in ihrem eigentlichen Sein zu ergründen sucht.

Bezieht man aktuellere Schriften von Latour in die Argumentation mit ein, beispielsweise seine Ausführungen zu *EXISTENZWEISEN* (2014), gestaltet sich eine Abgrenzung von Latour mithilfe des Arguments des Rekurs auf das Natürliche weitaus schwieriger, da er hier ein Plädoyer entfaltet, »die Unterscheidung

Zeichen/Ding [und damit auch Kultur/Natur, Anm. d. Verf.] vollständig aufzugeben« und stattdessen unter Bezugnahme auf den Philosophen Étienne Souriau vom »Existenzmodus« zu sprechen (Latour 2014: 219). Doch sehen wir uns hier mit einem neuen Problem konfrontiert: Wenn die Unterscheidung zwischen Zeichen und Ding – anders: einer zeichenförmigen Adressierung und ihrer materialen Effekte – völlig aufgegeben wird, wo ist dann der Raum für kritische Wiederaneignungen? Wie kann dann noch konzeptionell berücksichtigt werden, dass zeichenhafte Adressierungen scheitern können?

Performativitätstheoretisch betrachtet ist es nämlich *gerade* die Kluft zwischen der Adressierung und ihren Effekten, die erstens das Aufkommen widerständiger Praktiken erklären (Butler 2006: 234) und zweitens damit zusammenhängende Rekontextualisierungen von Bestehendem diskutieren kann (ebd.: 159f.).

Die Frage nach der Lokalisierung von Handlungsmacht wird von Latour entsprechend nicht zugunsten eines durchaus widerspenstigen Verhältnisses von Zeichen und Ding entschieden, sondern bei den Dingen bzw. Aktanten selbst verortet. Als Sprecher des »Parlaments der Dinge« (Latour 1995: 189ff.) betont Latour in seinen Ausführungen zur *Symmetrischen Anthropologie* zuvorderst die Autonomie und Handlungsfähigkeit von Dingen:

»Sind wir nicht die Sprachspiele und die ewige skeptische Dekonstruktion der Bedeutungen leid? Der Diskurs ist keine Welt für sich, sondern eine Population von Aktanten, die sich mit den Dingen und Gesellschaften mischen und sie halten und tragen« (ebd.: 122).

Es wird deutlich, dass Latours Symmetrische Anthropologie ein universalistisches Akteurskonzept entwirft, welches die souveräne Handlungsmacht hin zu hybriden Aktanten erweitert. Die Konzeption souveräner Aktanten schreibt sich in den Prozessbeschreibungen der Existenzweisen fort: Latour definiert einen gesetzten Nullpunkt und beschreibt von da ausgehend die Kuppelung mit einer Folgebene, die auch als »Operationskette« (Laux 2016: 22) verstanden werden kann. Souveräne Handlungsmacht lässt sich nun nicht mehr eindeutig lokalisieren (Latour 2016), sondern sie entsteht aus dem Zusammenschluss, aus der Kupplung unterschiedlicher Entitäten, deren Eigenschaften (z.B. Widerständigkeit, Dauer und Härte) als gegeben angenommen werden:

»Wenn Sie in Ihrer Hängematte ruhen, so ist es die Hängematte, welche die Aufgabe übernimmt – und sie gleicht Ihnen nicht, andere haben sie für Sie gesponnen; wenn Sie sich auf eine Aspirin-tablette verlassen, so ist sie es, ein anderer Akteur, der von anderswo gekommen ist, von anderen fabriziert worden ist, dem Sie die Arbeit anvertraut haben, Ihr Kopfweg zu behandeln [...]. Mit dieser Faltung der technischen Wesen taucht demnach in

der Welt ein Verschieben der Handlung auf, das es erlaubt, zwei Ebenen zu differenzieren, die Ausgangsebene, aus der man aus-, und eine zweite, in die man einkuppelt beziehungsweise auf die man die Aktion verschiebt, indem man dort andere Akteure installiert, die eine andere Widerständigkeit, Dauer und Härte besitzen« (Latour 2014: 326).

Auch in seinen neueren Schriften geht es also, gleichwohl genau dies der Anspruch ist, nicht etwa darum, sich vom Konzept der souveränen Handlungsträgerschaft zu distanzieren, sondern zunächst darum, die »Neuverteilung von Handlungsträgerschaft« (Herold 2016: 164) im Kontext der Ko-Konstitution von nicht-menschlichen und menschlichen Akteuren auszuloten. So entsteht ein »hybrider Akteur mit eigenem Handlungsprogramm« (ebd.: 165). Zentral ist, dass Latour das Konzept lokalisierter und für sich stehender Souveränität ablehnt und sich damit von Annahmen der Newton'schen Physik abgrenzt:

»Physicists appear to have borrowed from Hobbesian models of the state how to imagine a *local* entity with its *own* [Herv. d. Verf.] sovereignty, which then enters into relations with bigger entities and is submitted to the effect of causality reigning over material entities with no agency whatsoever« (Latour 2016: 319).

Stattdessen reichern die Arbeiten von Latour die Idee der Souveränität mit einer konzeptionell neuen Idee an, nämlich dem Konzept *verteilter* Handlungsmacht ohne einen lokalen Fluchtpunkt, die Operationsketten (wenn auch nicht kausal) zur Folge hat. So distanzieren seine Arbeiten sich nur auf den ersten Blick vom klassischen Souveränitätskonzept. Von einem an Kontingenz orientierten Verständnis von Effektivität unterscheidet sich diese Konzeption damit deutlich.

Entsprechend ist das Konzept *Symmetrischer Anthropologie* im Rahmen der ANT bzw. die Heuristik der *Existenzweisen* kaum anknüpfungsfähig für eine performativitätstheoretisch orientierte Lesart des Wechselspiels von Subjektivität und Technizität, da sie nicht vermag, den prozesshaften sowie widerspenstigen Charakter des Werdens von Materie im Spannungsfeld von Wissenspraktiken und Diskursen zu ergründen. Aktanten sind in der ANT Handlungsträger bzw. Entitäten, denen die Position des wirkmächtigen Erzählenden zugewiesen wird (Kneer 2000: 22; Herold 2016: 164f.) und auch die Existenzweisen ergeben sich aus einer Kumulation heterogener Souveräne. Mit dem Entwurf der Figur des Aktanten bzw. der Existenzweisen wird zwar die Vorstellung tatsächlicher Handlungsmacht in eine zugeschriebene bzw. übersetzte Handlungsmacht verkehrt – allerdings zeugt die zentrale Rolle sogenannter Aktanten in der ANT sowie in den Ausführungen zu Existenzweisen dafür, dass die Vorstellung souveräner Handlungsmacht in Latours Schriften konzeptionell stark verankert ist und entsprechend theoretisch reproduziert wird:

»Auch die Protagonisten der ANT wählen den Einstieg mittlerweile vor allem durch den englischen Begriff der ›agency‹, d.h. auf dem Weg einer Darstellung dessen, was auf Deutsch bereits als ›Handlungsmacht‹ und ›Handlungspotenzial‹ übersetzt wurde. Die beste Übersetzung ins Deutsche bleibt allerdings [...] die Übersetzung als ›Handlungsinitiative‹, weil mit diesem Wort am klarsten gesagt werden kann, dass alles das, was andere Größen in Aktion treten lässt [...] als Ausgangspunkt (und Träger) einer ›agency‹ (also einer Handlungsinitiative) dargestellt werden kann und soll« (Schüttpelz 2013: 10).

Die Vorstellung souveräner Handlungsmacht wurde insbesondere von Butler in Anlehnung an Michel Foucault als ein Phantasma entlarvt (ebd.: 114). Macht kann demnach nicht mehr mit Modellen von Souveränität und damit auch nicht in der Logik von kausalen Operationsketten beschrieben werden, sondern geht vielmehr von vielen Zentren aus und ist in ihrer Effektivität kaum im Vorhinein abschätzbar. Zudem ist Macht eine konstitutive Wirkmacht inhärent, welche erst die Variablen der Machtkonstellation *herstellen*. Daraus folgend geht es nicht mehr darum zu fragen, wer die Macht *hat*, sondern welche Effekte Macht haben *kann* (ebd.: 226). Bruno Latours Konzeption von souveränen Aktanten bzw. Existenzweisen vermag es damit – trotz ihrer relationalen Anlage – nicht zu berücksichtigen, dass diffamierende Adressierungen ihre intendierte Wirkung verfehlen können. Darüber hinaus bietet jene Konzeption keinen Halt bei Überlegungen zur produktiven Macht der Adressierung, die Subjektivitäten wie Materialitäten erst konstituieren. Ebenso muss aus der Latour'schen Perspektive offenbleiben, wie innerhalb der von ihm beschriebenen Hybride Inkongruenzen und Widersprüche erklärbar gemacht werden können. Wenn Aktanten »sich mit den Dingen und Gesellschaften mischen und sie halten und tragen« (Latour 1995: 122), bleibt der Fokus aus dieser Sicht bei einem Ausgangspunkt – den Aktanten –, wobei die unkontrollierbare Effektivität von Prozessen in den Hintergrund rückt. Zwar verteilt sich die Handlungsmacht auf heterogene Ensembles, auf unterschiedlichste Hybride (Wieser 2012: 177f.; Herold 2016: 165), dennoch lässt sie nicht von der Vorstellung direktonaler Praxis ab.⁷ Latour folgend lassen sich entsprechend die Effekte jener Hybride nachzeichnen und damit auch kontrollieren:

7 Die Ausführungen von Matthias Wieser zur ANT folgen einer anderen Lesart. Wieser verortet die ANT zwischen Science & Technologie Studies und poststrukturalistischer Soziologie und argumentiert, dass die ANT eine performativitätstheoretische Konzeption von Intraaktionen zwischen Mensch und Materie darstelle (Wieser 2012: 176ff.).

»Die soziotechnische Welt besteht [der ANT nach, Erg. d. Verf.] aus Handlungsprogrammen, die auf die Probe gestellt werden und dabei eine Verlaufs-Bahn oder Flugbahn (>trajectoire<) durchwandern, die nachgezeichnet werden kann und soll. »Follow the actors!< [...]« (Schüttpelz 2013: 22).

Dass auch die neueren Schriften zu den Existenzweisen derselben Logik folgen, konnte bereits dargelegt werden. Das Konzept Symmetrischer Anthropologie und auch die Schriften zu Existenzweisen geraten entsprechend bei der Diskussion der in dieser Arbeit aufgeworfenen Frage an ihre Grenzen. Zum einen deshalb, weil gezeigt werden konnte, dass die Symmetrische Anthropologie im Rahmen der ANT keineswegs konsequent jenseits von Dualismen wie Subjekt und Objekt argumentiert, indem ein »Zugang zu den Dingen selbst« (Latour 1995: 121) gesucht wird und so von einem spezifischen subjektiven Standpunkt aus gedacht ein Blick auf das Objektive geworfen werden soll. Die Existenzweisen wiederum verneinen konsequent eine Differenz von Zeichen und Ding, womit wiederum die Frage nach der Widerständigkeit virulent wird. Darüber hinaus, und mit diesem Punkt untrennbar verbunden, rehabilitieren die Symmetrische Anthropologie und die ANT sowie die neueren Ausführungen zu Existenzweisen das Phantasma souveräner Handlungsmacht (vgl. Butler 2006: 131), indem Aktanten zu wirkmächtigen Erzählenden werden bzw. sich Existenzweisen aus souverän gedachten Entitäten konstituieren. Aktanten und Existenzweisen sind also nicht in erster Linie humanistisch konzipiert, aber dennoch mit einer souveränen, kumulierten Handlungsmacht ausgestattet. Für das Anliegen der vorliegenden Arbeit ist der Fokus der ANT sowie der Existenzweisen damit insofern nicht weiterführend, als dass es aus performativitätstheoretischer Perspektive insbesondere um die Bedingtheit von Subjektivität als kontingentes Werden und Gewordensein geht. Ausgehend von der historisch eingebundenen Relationalität von komplexen Gefügen lassen sich somit weder ein Ursprung noch eine teleologische Ausrichtung von Prozessen festmachen. Das vermeintlich Natürliche bzw. Kulturelle/Künstliche wird aus dieser Perspektive im Kontext einer gendersensiblen Forschungspragmatik als Effekt dieser prozesshaften Aushandlungsprozesse verstanden und eben nicht als ontologische Gegebenheit bzw. heterogene Ensembles, deren Elemente gesetzt sind.

Mediatisierte Missachtung wird in der vorliegenden Arbeit als diskursiv-materielle Praxis begriffen, die prinzipiell offen und unvorhersehbar ist. Das bedeutet folglich auch, sich von dem Phantasma der Souveränität zu distanzieren. Auch wenn Schüttpelz betont, dass die ANT keineswegs einer teleologischen Ausrichtung mit einem Ursprung folgt (Schüttpelz 2013: 32), so konnte dennoch gezeigt werden, dass der Souveränitätsgedanke, welcher Handlungen

von ihrer Initiation und nicht von ihren Effekten her denkt, in der Anlage der ANT bzw. der Existenzweisen eine große Rolle spielt. Foucault folgend lässt sich die Distanzierung gegenüber dem Ursprungsgedanken so fassen: »Es ist nicht mehr der Ursprung, der der Geschichtlichkeit Raum gibt, sondern die Historizität, die in ihrem Raster der Notwendigkeit eines Ursprungs sich abzeichnen läßt, der ihr zugleich innerlich und fremd wäre« (Foucault 2012: 397). Streng genommen stellt Bruno Latours Konzept Symmetrischer Anthropologie und die Akteur-Netzwerk-Theorie also nicht, wie weithin behauptet, eine »Alternative zwischen Idealismus und Materialismus« dar (Reckwitz 2010: 146), sondern eine sozialkonstruktivistisch gedachte Theorie der Materie als Aktant bzw. Existenzweisen, in dem Objekte »[...] Produzenten von Naturen und Konstrukteure von Subjekten« sind (Latour 1995: 150). Bruno Latours Arbeiten lassen sich damit innerhalb soziologischer Handlungstheorien verorten, die allerdings, über einen anthropologischen Zentrismus hinaus, ebenso die Dingwelt ergreifen. Gesa Lindemann hat diesen Aspekt weitergeführt, indem sie die an Latour geäußerte Kritik von Harry M. Collins und Steven Yearley, beide aus dem Feld der Wissenschaftssoziologie, aufgreift (vgl. Collins/Yearley 1992). Collins und Yearley problematisieren demnach die »Erweiterung des Akteurskonzepts auf Forschungsobjekte und Apparaturen [...]« (ebd. zit. n. Lindemann 2008: 342). Sie folgern, dass diese Erweiterung des Akteurskonzepts auf die Dingwelt bei Latour zu dem Problem führe, dass die spezifischen Aktionsfähigkeiten der nicht-menschlichen Akteure doch wieder nur im Kontext von Techniker_innen oder Naturwissenschaftler_innen bestimmt werden:

»If nonhumans are actants, then we need a way of determining their power. This is the business of scientists and technologists; it takes us directly back to the scientists' conventional and prosaic accounts of the world from which we escaped in the early 1970's« (Collins/Yearley 1992: 322).

Die Argumentation führt also im Weiteren dazu, dass Latours Analyse der Dingwelt letztendlich zugunsten der Hoheitsmacht souveräner Akteure sowie einer naturwissenschaftlichen und technischen Logik ausfällt (vgl. auch Lindemann 2008: 342f.). Wenn, mit Barad gesprochen, Intraaktionen die Grenze zwischen Menschlichem und Technischem ad absurdum führen, dann muss gleichzeitig »seine im autonomen Willen und Bewusstsein begründete Stifterfunktion« (Bublitz 2008: 293) gelehnet werden. Das Verhältnis von Subjektivität und Technizität als relationales Gefüge zu betrachten, muss, Foucault folgend, in einer antihumanistischen Positionierung münden:

»In der Tat entdeckt sich der Mensch nur als mit einer bereits geschaffenen Geschichtlichkeit verbunden: er ist niemals Zeitgenosse jenes Ursprungs, der durch die Zeit der Dinge hindurch sich abzeichnet und sich verheimlicht. Wenn er sich als Lebewesen zu definieren versucht, entdeckt er seinen eigenen Anfang nur auf dem Hintergrund eines Lebens, das selbst lange vor ihm begonnen hat« (Foucault 2012: 398).

Akteure, selbst nach einem erweiterten Verständnis materiell bedingter Aktanten, können aus dieser Perspektive weder vorausgesetzt werden, noch können sie als Dreh- und Angelpunkt einer Analyse konzipiert werden. Die Position eines ›Akteurs‹ gerät vielmehr als diskursiv produzierte Position in den Blick, welche immer nur im Kontext technologischer Bedingtheiten erklärbar wird. Die Symmetrische Anthropologie und die ANT können entsprechend die komplexen Aushandlungsprozesse im Spannungsfeld von Subjekt und Medientechnik nicht hinreichend erklären, ohne auf das Phantasma der Souveränität von Akteuren oder auch Materialitäten zurückzugreifen. Insbesondere in Bezug auf das Internet jedoch sind es gerade *nicht* bestimmte Aktionsfähigkeiten klar definierbarer Akteure bzw. Aktanten, die zentral sind, sondern vielmehr die unvorhersagbaren und unkontrollierbaren Effekte und unüberschaubaren Verwobenheiten, welche die Frage nach einer ›ursprünglichen‹ Aktion bzw. Intention obsolet werden lassen. Die Dezentrierung des Subjekts – eine der wichtigsten Errungenschaften semiotisch orientierter gendertheoretischer Argumentationen in Anlehnung an Foucault (Foucault 1974: 114; Butler 2006 [1991]: 28) – mündet bei Latour in einer Ausweitung der Souveränitätszuschreibung auf die Dingwelt:

»Im Übrigen ist nichts unmenschlich genug, um den Menschen darin aufzulösen und seinen Tod zu verkünden. Seine Willenskräfte, seine Aktionen, seine Worte sind mehr als reichlich vorhanden. Sollen wir die Frage umgehen und aus dem Menschlichen etwas Transzendentes machen, das uns für immer von der bloßen Natur entfernt? Das hieße, auf einen einzigen Pol der modernen Verfassung zurückzufallen« (Latour 1995: 183).

Aus gendersensibler bzw. queer-feministischer Perspektive ist diese Ausweitung als problematisch einzuschätzen. War es doch die kritische Feststellung, dass der Rekurs auf ontologische Bestimmungen der Dinge an und für sich eine regulierende Macht darstellt, die Subjekte produziert und kontrolliert, so dass Materie als »regulierendes Ideal« (Butler 1997: 21) dechiffriert werden kann. In dieser Perspektive ist Materie durchaus auch als Wirkmacht zu verstehen, jedoch nicht ontologisch oder essentialistisch begründet, sondern im Kontext spezifischer semiotischer Rahmungen. Eben jene semiotischen Rahmungen können wiederum nicht jenseits spezifischer Materialitäten existieren. Die Materie als souveräne Handlungsmacht a priori anzuerkennen, führt entsprechend zu einer Re-

Naturalisierung von Objekten und Artefakten im weitesten Sinne. Wenn allerdings davon ausgegangen wird, dass Materialitäten jenseits von Signifikationen, d.h. semiotischen Kontexten, existieren, dann laufen diese Ausführungen unmittelbar Gefahr, eine ontologische Theorie der Dingwelt zu entwerfen, die zu einer Reaktivierung des Natürlichen sowie des souveränen Akteurs führt. Bruno Latours Konzept Symmetrischer Anthropologie kann entsprechend als eine akteurszentristische Handlungstheorie des Hybridwesens gelesen werden (vgl. Sullivan 2013: 301). Die Wiederbelebung des Natürlichen sowie der Akteurszentrismus, der dem ANT-Ansatz eingeschrieben ist, lässt sich entsprechend auf zwei Ebenen dechiffrieren: Erstens ist die Wiederbelebung des Natürlichen insofern doppelt angelegt, als Latour einen »Zugang zu den Dingen selbst« (Latour 1995: 121) anstrebt. Auch bei Barad klingt dieses Problem bereits an, wenn sie den Versuch unternimmt, diskursive Praxis ontologisch bzw. empirisch zu begründen. Zudem ist der Verweis auf die Handlungsmacht der Materie und der Versuch, diese in einem Parlament der Dinge zu vertreten, als Verschiebung des Souveränitätsgedankens in die Materie zu deuten. Ein wichtiger Unterschied besteht darin, dass es bei Barad nicht um die Betonung der Souveränität der Materie geht, sondern vielmehr (mit dem Begriff der Intraaktion) um ein zusätzliches Argument für die Aufgabe des Souveränitätsgedankens und stattdessen um die Betonung von diffraktiven Settings und Streuungen zwischen und innerhalb von Phänomenen: »Not a parliament of things but a kind of questioning and unsettling of representationalist politics that was very much alive in feminist work at the time and still is« (Barad in Juelskjær/Schwennesen 2012: 12). Zum zweiten wird die Frage nach der Definitionsmacht über die Materie, die für die Konzeption ihrer Handlungsmacht maßgeblich ist, bei Latour letztendlich doch wieder vom menschlichen Akteur aus gedacht. Indem er ablehnt, von Phänomenen zu sprechen, sondern zu den Dingen selbst gelangen möchte, stellt sich die Frage, wer in welchem Kontext die Definitionsgewalt darüber hat, was das Ding ist. Karen Barads Rekurs auf den Begriff des Phänomens, welches eine Relevanzmarkierung im Kontext spezifischer Relationen der untrennbaren Einheit von Mensch, Technik und Wissen darstellt, scheint somit die Konsequenz der Auflösung der Oppositionen weiter als Bruno Latour zu denken. Auch Karen Barads Konzept des Agentiellen Realismus entwirft ein Konzept der *agency* von Materie, welches jedoch den Anspruch der Auflösung der Dichotomie von Mensch und Technik kohärent ernst nimmt, indem es eben nicht von gegebenen, natürlichen Entitäten und auch nicht von fixen Subjekten mit souveräner Handlungsmacht, sondern von Phänomenen ausgeht. Die Frage nach der Dingwelt ist bei Barad insofern antihumanistisch angelegt, als sie versucht, eine semiotische Perspektive mit dem Blick auf quantenphysikalische Phänomen – wenn auch

ontologisch argumentiert – zu versöhnen. Auch wenn beide Ansätze ähnliche Ziele verfolgen, so fällt bei der genaueren Analyse auf, dass sich die Argumentationsmuster auf den zweiten Blick stark unterscheiden und in jeweils eigenen Herausforderungen münden. Was bleibt, ist eine wichtige Frage, die mit den »neuen« Hybriden einhergeht und bislang offengeblieben ist: Wenn wir den Hybridgedanken ernst nehmen und entsprechend den Fokus (auch) auf die Materie legen, wie lässt sich dann die Verfassung und die Handlungsmacht von Materie bestimmen ohne in ein essentialistisches Konzept der Dingwelt zurückzufallen?

2.1.4 Positionierung: Judith Butler im Lichte des New Materialism

Karen Barads und Bruno Latours Kritik an semiotischen Ansätzen reihen sich in eine lange Reihe von Kritiken ein, welche semiotischen bzw. diskurstheoretischen Ansätzen vorwerfen, eine kulturalistische Verkürzung zugunsten eines »linguistischen Universalismus« vorzunehmen (vgl. Barad 1998: 90ff.; Barad 2007: 7; Davis 2009: 68ff.; Gehring 2007: 211f.; Reckwitz 2010: 131f.).

Insbesondere im Kontext feministischer Theorieanstrengungen stand und steht Judith Butlers Gendertheorie häufig im Fokus der Kritik (vgl. Benhabib 1995: 14ff.).⁸ Nicht zuletzt entzündet sich diese in der Sorge darüber, welche Effekte es für die feministische Theorie haben könnte, sollte das Subjekt in einer semiotisch gedachten Kette von Bezeichnungen aufgelöst werden (ebd.: 13). Wenn das Aufgeben eines humanistisch gedachten Subjekts auch gleichzeitig »Konzepte wie Intentionalität, Verantwortlichkeit, Selbstreflexivität und Autonomie« (ebd.) zum Verschwinden bringe, wie könne man dann das ausgerufenen Projekt weiblicher Emanzipation weiterführen? Ohne an dieser Stelle näher auf die Frage nach der Kritikfähigkeit postsouveräner Subjekte eingehen zu können⁹, sei dennoch an dieser Stelle erneut an die Kritik an Butlers Arbeiten erinnert, da sie stark verwoben ist mit der Behauptung, der diskurstheoretische und dekon-

8 Vgl. hierzu auch das Vorwort zur deutschen Ausgabe von »Körper von Gewicht«, in dem Judith Butler sich mit der Resonanz des deutschsprachigen Publikums auf ihr zuvor erschienenen Buch »Das Unbehagen der Geschlechter« (Originalausgabe 1991) auseinandersetzt (Butler 1997). Dort betont sie: »Allerdings würde ich auch warnen, daß dies nicht bedeutet, der Körper werde vollkommen oder erschöpfend linguistisch konstituiert. Eine solche Behauptung läuft auf einen linguistischen Idealismus hinaus, den ich unannehmbar finde« (Butler 1997: 11).

9 Vgl. Kap. 3.2.

struktivistische Ansatz negiere die Materialität, d.h. die Körperlichkeit, sowie die Leibhaftigkeit des (weiblichen) Körpers. Als federführende Kritikerin im deutschen Raum sei auf Barbara Duden verwiesen, die der Butler'schen Perspektive nach der Publikation von *DAS UNBEHAGEN DER GESCHLECHTER* (1991) vorwarf, Subjektivität als Entkörperung zu begreifen (Duden 1993: 26). Der von Duden verfasste Text *DIE FRAU OHNE UNTERLEIB: ZU JUDITH BUTLERS ENTKÖRPERUNG* (1993) kann als Schrift gelesen werden, welche die Sorge um den vermeintlichen Verlust des feministischen Subjekts und seiner Leiblichkeit markiert. So schreibt Duden:

»Mit Konsistenz und gleichzeitig mit Akribie stellt Butler ein Subjekt feministischer Studien her, das durch kein einziges Motiv, durch keine Bedeutung, durch keine erlebbare Sinnfaser in die Vergangenheit führt. [...] Ich sehe dieses Subjekt als einen Spiegel, um in ihm die Entkörperung unserer Epoche zu betrachten« (ebd.: 27).

Ihr Beitrag, selbst als »Zeitdokument« betitelt, verdeutlicht sehr stark, inwiefern Butlers Schriften als Ent-Materialisierung bzw. Ent-Körperung von Subjektivität gelesen wurden und werden. Zentral ist bis in die Gegenwart hinein die Angst davor, die körperliche bzw. leibliche Identität der Frau als solche in der feministischen Theorie zu verlieren (Villa 2010).

Im Folgenden soll diese Kritik problematisiert und entschärft werden, indem erneut auf das Verhältnis von Diskurs und Materie, Zeichen und Körper aus der Perspektive Butlers eingegangen wird. Es soll verdeutlicht werden, inwiefern *erstens* sehr wohl an die Arbeiten von Judith Butler (auch) für die Analyse von Materialisierungsprozessen angeknüpft werden kann. *Zweitens* werden diese Ausführungen als kritische Relektüre der Kritik von Karen Barad und Bruno Latour konzipiert. Ausgehend von den performativitätstheoretischen Grundlagen der Schriften Judith Butlers wird also danach gefragt, welches Versprechen die Ansätze von Karen Barad und Bruno Latour einlösen. Zudem wird kritisch nach dem Preis jener Versprechen gefragt werden. *Drittens* soll danach gefragt werden, in welcher Hinsicht sinnvolle theoretische Verknüpfungspunkte von Judith Butler und Ansätzen des *New Materialism*, insbesondere Karen Barad, ausgemacht werden können, die für die Diskussion der Frage nach der Verletzungsmacht mediatisierter Missachtung zielführend erscheinen. Wenn davon ausgegangen wird, dass Sprache verletzen kann, wie ist diese Verletzungsmacht in ihrer materialisierenden Wirkung einzuschätzen? Und weiter: Wie lässt sich Verletzungsmacht im Kontext von Virtualität konzeptualisieren?

Bereits 1991 hatte Judith Butler in *DAS UNBEHAGEN DER GESCHLECHTER* gefragt: »Wie können wir den Körper neu und anders begreifen denn als passives Medium und Instrument, das gleichsam auf die lebensspendende Kraft eines

getrennten, immateriellen Willens wartet?« (Butler 2012a: 26). Weiter formuliert Butler in einer erklärenden Fußnote eine Kritik an phänomenologischen Ansätzen¹⁰, die mit dem Begriff ›Verleiblichung‹ arbeiten. Hier kritisiert sie explizit das dualistisch gedachte »Verhältnis zwischen der bedeutungsverleihenden Immaterialität und der Materialität des Körpers« (ebd.: 221, Fn 15). Diese Perspektive hat Judith Butler nicht zuletzt in der kritischen Relektüre des Habituskonzeptes des französischen Soziologen Pierre Bourdieu untermauert (Butler 1999; Butler 2006: 237ff.). Die Bourdieu'sche Praxistheorie und das damit zusammenhängende Habituskonzept sei, der Lesart Butlers zufolge, als Festhalten an dem Dualismus von objektiven Strukturen und subjektiver Praxis zu verstehen (ebd.). Bourdieus Habituskonzept ist als Schnittstelle zwischen der Mikro- und Makroebene, d.h. genauer zwischen sozialer Position, die die Klassenzugehörigkeit markiert auf der einen Seite, und dem vermeintlich individuellen Lebensstil, der durch den Geschmack gekennzeichnet ist, auf der anderen Seite (Bourdieu 1987: 25). Der Habitus als »Leib gewordene und Ding gewordene Geschichte« (Bourdieu 1985: 69) bezeichnet inkorporierte Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata und ist in Anlehnung daran als Verkörperung des sozialen Umfeldes, als »modus operandi« (Bourdieu 1979: 164), zu verstehen. Mit dem Begriff der Habitualisierung ist demnach das Einüben von Primärerfahrungen der sozialen Umgebungen bezeichnet (Fröhlich/Rehbein 2009: 114). Bourdieu schreibt:

»Zwischen dem System objektiver Regelmäßigkeiten und dem System der direkt wahrnehmbaren Verhaltensformen vollzieht sich stets eine Vermittlung. Diese Vermittlung leistet der Habitus [...]« (Bourdieu 1974: 40).

Butler verweist in ihrer kritischen Relektüre des Bourdieu'schen Habituskonzeptes darauf, dass die dem Konzept inhärente Logik von einem präexistierenden Körper bzw. Leib, der immer schon da ist, auf der einen Seite und der sozialen Umgebung auf der anderen Seite deswegen zu problematisieren ist, da er den Körper als ontologische Tatsache konzipiert, die etwas ihm Äußerliches verinnerlicht:

»This dualism, however, comes to haunt the very notion of practice that is supposed to render those disparate aims congruent or compatible. The presumptions of an objective field or the ›market‹ as preexisting context, on the one hand, and a subject spatially positions in that context, on the other hand, are sustained in the very notion of practice, consti-

10 Hier explizit genannt: Jean-Paul Sartre, Maurice Merleau-Ponty und Simone de Beauvoir.

tuting an intellectualist dualism at the core of a practical activity that may well enact the refutation of that very dualism« (Butler 1999: 119).

In ENTWURF EINER THEORIE DER PRAXIS (1976) beschreibt Bourdieu den Habitus als praxistheoretisches Konzept, und damit »Erzeugungsprinzip« (Bourdieu 1976: 164). Daher scheint ein genauer Blick in Bourdieus Ausführungen zur Praxistheorie sinnvoll, um die Butler'sche Kritik an Bourdieu abzuwägen und besser nachvollziehen zu können. Worum es bei der Kritik an Bourdieu in erster Linie geht, ist eine Gegenüberstellung von äußerlichen Strukturen einerseits und innerlichen Strukturen andererseits. Das von Bourdieu erläuterte Erzeugungsprinzip meint keineswegs ein Prinzip, welches zwei Entitäten in ihrer *gleichzeitigen* prozessualen Herstellungslogik beschreibt, sondern vielmehr ein *nachgelagertes* Potenzial der Praxis, *nach* der Einverleibung von Strukturen andersherum auch Strukturen zu strukturieren. Bourdieu schreibt:

»Um dem *Strukturrealismus* zu entgehen, der die Systeme objektiver Relationen derart hypostasiert, daß er sie in jenseits der Geschichte des Individuums oder der Geschichte der Gruppe angesiedelte präkonstruierte Totalitäten verwandelt, gilt es und genügt es auch, vom *opus operatum* zum *modus operandi*, von der statistischen Regelmäßigkeit oder algebraischen Struktur zum Erzeugungsprinzip dieser observierten Ordnung überzugehen und die Theorie der Praxis oder, genauer gesagt, die Theorie des Erzeugungsmodus der Praxisformen zu entwerfen, die die Bedingung der Konstruktion einer experimentellen Wissenschaft von der *Dialektik zwischen Interiorität und Exteriorität*, d.h. zwischen der *Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität* bildet: Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa eine Klasse charakterisierende materielle Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeit gefaßt werden können, erzeugen *Habitusformen*, d.h. Systeme dauerhafter *Dispositionen*, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, [...] [Herv. i. Orig.]« (ebd.: 164f.).

Hier wird besonders deutlich, dass die sozial strukturierte Umgebung erst Habitusformen erzeugt. Genauer:

»Kurz, der Versuch, die Sozialwissenschaft auf die bloße Aufdeckung objektiver *Strukturen* einzuengen, darf mit Recht zurückgewiesen werden, wenn dabei nicht aus den Augen verloren wird, daß die Wahrheit der Erfahrungen gleichwohl doch in den Strukturen liegt, die diese determinieren« (Bourdieu 1979: 149).

Diese dauerhaften Dispositionen sind dann in der Lage, sich strukturierend auf Strukturen auszuwirken. Wenn man nun die Butler'sche Kritik an Bourdieus Schriften genauer betrachtet, wird deutlich, inwiefern sich die beiden Konzeptionen unterscheiden. Während Bourdieu von einer Dialektik von Struktur und Individuum bzw. Leib ausgeht, die er im Anschluss als Synthese im Habitus-konzept vereint, geht Butler gerade *nicht* davon aus, dass sich der Körperleib als Synthese zweier getrennter Sphären beschreiben lässt, sondern dass die Sphären *selbst* bereits einer prozessualen Konstitutionslogik entsprechen:

»Der Sprechakt [...] wird körperlich ausgeführt, und obwohl er keine absolute oder unmittelbare Anwesenheit des Körpers herbeiführt, kommuniziert die *Gleichzeitigkeit* [Herv. d. Verf.] von Produktion und Übermittlung des Ausdrucks nicht nur, was gesagt wird, sondern auch das Körperverhalten als rhetorisches Instrument des Ausdrucks« (Butler 2006: 237).

Deutlicher wird dies, wenn man die Ausführungen der beiden Autor_innen zu Herrschaft und Sprache zugrunde legt. Paula Villa hat in ihrer Konfrontation von Butler und Bourdieu herausgearbeitet, inwiefern sich die Positionierung der beiden zum Thema der symbolischen Gewalt insbesondere in der Hinsicht unterscheidet, wie sie das Verhältnis von Struktur, Sprache und Körper fassen (Villa 2011). Während Bourdieu von einer Habitualisierung bzw. Verinnerlichung des Sozialen ausgeht, konzipiert Butler das Verhältnis von Sprache und Körper als untrennbares Spannungsverhältnis (ebd.: 53). Bei Bourdieu tritt Sprache als das Außen der sozialen Struktur auf, während sich bei Butler das Diskursive und das Soziale durch Gleichzeitigkeit auszeichnen (ebd.: 59).

So geht Bourdieu von der Dialektik von sozialer Struktur und Körperleib aus. Sprache tritt lediglich im Spiegel dieser Dialektik auf, nämlich im Sinne von legitimer Sprechweise, die zum einen an definierende Institutionen gebunden ist (sozialer Struktur) und zum anderen einverleibt wird (Habitus). Darüber hinaus strebt die Bourdieu'sche Dialektik nach Konformität und Kongruenz von Struktur und Habitus (Butler 1999: 118; Stäheli 2000a: 48; Bourdieu 2014: 135).¹¹ Bei Butler hingegen ist das Verhältnis von Sprache und Körper insbesondere deswegen als Spannungsverhältnis zu verstehen, da diese beiden untrennbaren Aspekte

11 Während Butler den Bourdieu'schen Gebrauch des Begriffes »Mimesis« eher als Streben nach Kongruenz zwischen Nachzuahmenden und Nachgeahmten versteht, verweist Villa hingegen darauf, dass »Mimesis« (bei Butler) sich von der Mimikri insofern unterscheidet, als die Mimesis nicht nach absoluter Kohärenz strebt (Villa 2013: 235).

nie zur Kongruenz kommen können (Butler 1999). Insofern ist die Frage nach Kritik bei Bourdieu immer einem ›Außen‹ geschuldet, beispielsweise in Form subversiver politischer Bewegungen (Villa 2011: 66f.). Gerade aber die Instabilität und Untrennbarkeit von Sprache und Körper ist es bei Butler, die zu einer Konzeptualisierung von Kritik führt, die immer *innerhalb* dieses Spannungsverhältnisses konzipiert werden muss (Butler 1997: 32f.; Villa 2011: 53):

»Dieses Überschreiten fehlt in Bourdieus Erklärung oder unterdrückt es: die beständige Inkongruenz des sprechenden Körpers, die Art, wie er über seine Anrufung hinausgeht und in keinem seiner Sprechakte enthalten sein wird« (Butler 2006: 243).

Wenn also sowohl das Habituskonzept, als auch das Performativitätskonzept als Scharnier- bzw. Schnittkonzept zwischen Mikro- und Makroebene angelegt ist, so unterscheiden sie sich dennoch folgenreich in der ihnen inhärenten Logik.¹² Zum einen lassen sich Unterschiede in Bezug auf die Temporalität ausmachen, d.h. dass das Habituskonzept der Logik eines Ablaufs folgt, während das Performativitätskonzept der Logik der untrennbaren Gleichzeitigkeit entspricht. Zum Zweiten ergibt sich daraus ein anderes Verständnis zugrunde liegender Dualismen: Das Habituskonzept fungiert als Synthese von Struktur und Handlung und konzipiert damit beide Aspekte als sich gegenüberstehende Entitäten. Das Performativitätskonzept hingegen unterläuft den Dualismus von Struktur und Handlung vehement, indem es stattdessen auf Prozesse der Subjektivierung verweist, die gleichzeitig und untrennbar das Diskursive wie das Materielle konstituieren. Daher kann es einen Beitrag zum Prozesshaften des Medialen leisten, was Bourdieus Ansatz weniger konsequent vermag. Drittens unterläuft das Performativitätskonzept bei Butler die Vorstellung von Strukturiertheit und Kongruenz insofern, als es auf Brüche, Widersprüche und das Misslingen des Diskursiven abhebt. Diese Perspektivierung erlaubt es also, unvorhersehbare und widerständige Praktiken zu diskutieren, denen im Kontext der Netzpraxis eine große Bedeutung zukommt. Dieser Exkurs zum Bourdieu'schen Habituskonzept und der Kritik von Butler an Bourdieu soll hier verdeutlichen, dass Butlers Performativitätstheorie das konstitutive Wechselverhältnis von Diskurs und Materie betrachten kann. Bourdieus Habituskonzept vermag es hingegen nicht, das Gelingen oder Misslingen performativer Akte jenseits der Macht gesellschaftlicher Institutionen zu betrachten:

12 Vgl. zum Habitus als ›Schnittstelle‹: Fröhlich 1999: 102 und für Performativität als ›Scharnier‹: Seier 1997: 62.

»So geht die Festlegung von Rassen- oder Geschlechtszugehörigkeit eines Subjekts oder sogar seine gesellschaftliche Ächtung aus verschiedenen zerstreuten Bereichen hervor, die nicht immer als ›offizieller‹ Diskurs arbeiten« (Butler 2006: 245).

Judith Butler hat sich in ihrer Kritik an Bourdieu zum einen strikt und vehement kritisch mit einem Konzept auseinandergesetzt, welches mit der Vorstellung von Inkorporierung arbeitet und den Körper lediglich als Äußeres der sozialen Struktur beschreibt. Butler hat damit deutlich gemacht, dass es ihr in ihrer Konzeption von Diskurs und Materie *nicht* darum geht, dass der Körper lediglich Träger von Diskursen ist, sondern dass im Performativitätskonzept Diskurs und Materie untrennbar und gleichzeitig miteinander verbunden sind:

»Gegen die Behauptung, der Poststrukturalismus reduziere alle Materialität auf linguistischen Stoff, wird ein Argument benötigt, das zeigt, daß Materie zu dekonstruieren nicht heißt, die Brauchbarkeit des Begriffs zu negieren oder abzuschaffen. Und gegen diejenigen, die behaupten würden, die irreduzible Materialität des Körpers sei eine notwendige Vorbedingung für die feministische Praxis, verweise ich darauf, daß jene hochgehaltene Materialität sehr gut durch einen Ausschluß und eine Herabsetzung des Weiblichen konstituiert sein kann, was für den Feminismus durchaus problematisch ist. Hierbei ist es natürlich notwendig, ganz offen darauf hinzuweisen, daß sich die theoretischen Optionen nicht darin erschöpfen, einerseits Materialität *voraussetzen* und andererseits Materialität zu *negieren* [Herv. i. Orig.]. Ich möchte weder das eine noch das andere tun« (Butler 1997: 55f.).

Zum zweiten hat Butler herausgearbeitet, dass Bourdieu die Kraft der performativen Äußerung lediglich im Kontext etablierter autoritativer Kontexte bzw. Institutionen abwägt (Butler 2006: 221). Dies führt allerdings dazu, dass performative Praxis als widerständige Praxis jenseits bzw. gegen etablierte_r Institutionen mit Bourdieu nicht betrachtet werden können.

Zurück zu Latour: Interessant ist die Gegebenheit, dass sich zahlreiche Vertreter_innen des *New Materialism*, insbesondere im Kontext der Sozialwissenschaften bzw. der sozialwissenschaftlichen Technikforschung, auf Bruno Latour berufen und seine Arbeiten insbesondere aufgrund einer angeblichen Überwindung der Differenz von Subjekt/Objekt bzw. Diskurs/Materie als wegweisend einschätzen. Denn Latour schreibt:

»Nun wollen wir aber von den Modernen gerade ihre Hauptinnovation behalten: die Abtrennbarkeit einer Natur, die niemand konstruiert hat (Transzendenz) und die Bewegungsfreiheit einer Gesellschaft, die unser Werk ist (Immanenz)« (Latour 1995: 186).

Und weiter:

»Am Ende gibt es sehr wohl eine Natur, die wir nicht gemacht haben, und eine Gesellschaft, die wir verändern können, gibt es sehr wohl unbestreitbare wissenschaftliche Fakten und Rechtssubjekte« (ebd.: 187).

Eine Anknüpfung an die Arbeiten Bruno Latours bedeutet entsprechend immer auch, trotz aller Verbindungslinien, die mit dem Begriff der »Aktanten« bezeichnet sind, an der Dualität von Natur und Gesellschaft/Kultur festzuhalten. Im Kontext der Fragestellung der vorliegenden Arbeit ergibt sich daraus das Problem, dass der Rekurs auf das Natürliche bzw. das Gesellschaftliche/Kulturelle nicht mehr konzeptionell kritisch hinterfragt und folglich nicht auf seine naturalisierenden Effekte bezüglich der Kategorie Gender hin untersucht werden kann. Astrid Deuber-Mankowsky folgend ist die Trennung des Natürlichen und Gesellschaftlichen jedoch konstitutiv mit der Trennung von Geschlecht in das Weibliche und das Männliche verknüpft:

»Tatsächlich entstanden die modernen Naturwissenschaften und mit ihnen das moderne Verständnis der Natur erst im 17. Jahrhundert, doch knüpften diese, wie die Forschungen der feministischen Wissenschaftsforschung zeigte, in der Verwendung sexueller Metaphern zur Benennung der Natur und in der Konnotation des Naturverständnisses mit den Kategorien männlich und weiblich an Vorstellungen und einen Wissensapparat an, der bis in die griechische Antike zurückgeht« (Deuber-Mankowsky 2013a: 323).

Da es in der vorliegenden Arbeit jedoch insbesondere darum geht, die konstitutive Kraft mediatisierter Missachtung bezüglich der Differenzkategorie Gender zu untersuchen und weitere Differenzkategorien wie das Natürliche/Kulturelle in einen zu hinterfragenden Zusammenhang zu setzen, ist das Konzept Symmetrischer Anthropologie im Rahmen der ANT als Analyseperspektive wenig zielführend.

Sarah Ahmed hat in ihrer Auseinandersetzung mit dem New Materialism des Weiteren darauf hingewiesen, dass die Arbeiten von Butler aus der Perspektive jener, die sich dem *New Materialism* zuordnen bzw. zugeordnet werden, gelesen werden, als habe sie den Anspruch gehabt, eine Theorie der Materie als solche zu verfassen (Ahmed 2008: 33). Stattdessen argumentiert Ahmed, dass Butlers Thema die Frage nach der Materialisierung und Naturalisierung von Geschlecht ist und insofern schlicht eine thematische Eingrenzung auf den Körper darstellt:

»Butler is read as if she were offering a theory of the material world in the very critique of how she reduces that world to ›discourse‹ or ›culture‹. In fact, if anything, *Bodies That Matter* [Herv. i. Orig.] offers a powerful exploration of how histories are sedimented in the very ›how‹ of bodily materialization: it makes sex material, even if it does not offer a theory of the coming into being of the material world, as such« (ebd.: 33).

Ahmed verortet die an Butler geübte Kritik als wissenschaftspolitische Strategie, ein neues wissenschaftliches Feld zu etablieren, was im wissenschaftlichen Diskurs meist in der Kritik und Abgrenzung zu vorhandenen Theoriekonstrukten vorangetrieben wird (ebd.: 33). Insofern ist Ahmeds Einschätzung des *New Materialism* durchaus ernüchternd:

»We don't always have to make a return to earlier feminist work, but if we represent that work as being this or that, then we need to make that return. Such a return would be ethical: we should avoid establishing a new terrain by clearing the ground of what has come before us. And we might not be quite so willing to deposit our hope in the category of ›the new‹« (ebd.: 36).

Die vorliegende Arbeit beabsichtigt, Judith Butlers Schriften für eine medienwissenschaftlich orientierte Auseinandersetzung mit mediatisierter Missachtung fruchtbar zu machen. Der Bezug zu Ausführungen aus dem Feld des *New Materialism* werden entsprechend nicht als kritische Positionierung gegenüber Butlers Schriften verstanden. Vielmehr wird beabsichtigt, Synergieeffekte herauszukristallisieren, die es erlauben, das komplexe Zusammenspiel von Medientechnologie, Subjektivierung, Ökonomisierung und weiterer Aspekte begrifflich fassen und diskutieren zu können. Denn auch wenn die Arbeiten Butlers sich thematisch weniger explizit mit diesen Aspekten befassen, so möchte ich, Sarah Ahmed folgend, davon ausgehen, dass ihre »definition of matter as an effect of process of materialization, which is a theory of matter as temporal, could be used or extended to other forms of materialization« (ebd.: 33). Die Aufgabe besteht also darin, Butlers Körperverständnis hin zu einem weiten Verständnis von Materie im Kontext technologischer Gegebenheiten zu erweitern.

Betrachtet man Subjektivierungsprozesse im Kontext des Internets, ist eine Berücksichtigung medientechnischer wie medienästhetischer Aspekte unausweichlich. Mediatisierte Missachtung entfaltet sich nämlich gerade in einem fragilen, relationalen Verhältnis von Medientechnik, -ästhetik und diskursiver Praxis, die es erforderlich macht, unterschiedliche, relevante Aspekte durch einander hindurch zu betrachten. Insofern kann der Barad'sche Begriff der Intraaktion produktiv genutzt werden, um zum einen das untrennbare Verhältnis verschiedener Analyseebenen zu betrachten. Zum anderen geht es darum zu

verdeutlichen, dass mediatisierte Missachtung keine ›bloße‹ Frage von Diskursen bzw. Sprache ist, sondern dass es sich bei der Diskussion des Phänomens mediatisierter Missachtung vielmehr um eine Praxis diskursiv-materieller Intraaktionen von Medientechnik, -ästhetik und Subjektivierung handelt und daher die Reduktion von Diskurs als Sprache übersteigt. Insofern ist diese materiell-diskursive Praxis stets als hybride Praxis aufzufassen, was zwangsläufig zu einem prozesshaften Medienbegriff führen muss, der in dieser Arbeit vertreten wird (vgl. Seier 2014). An Butlers Theorie der Subjektivierung festzuhalten scheint in diesem Kontext insbesondere deswegen möglich und wichtig, da Butler betont, dass eine Perspektivierung stets unterschiedliche performativ wirksame Ebenen miteinbeziehen muss:

»My view is that no single account of construction will do, and that these categories always work as background for one another, and they often find their most powerful articulation through one another. Thus, the sexualization of racial gender norms calls to be read through multiple lenses at once, and the analysis surely illuminates the limits of gender as an exclusive category of analysis« (Butler 2008: xvii).

Auch wenn die vorliegende Arbeit den Fokus auf die (Re-)Produktion von Gender im Kontext medialer Praxis legt, so ergeben sich aus dieser Fokussierung Anschlüsse, die weitere Analyseebenen berücksichtigen. Hier besteht die multiperspektivische Sicht insbesondere darin, das Spannungsfeld von Medientechnologien und Subjektivierungen im Hinblick auf Diskurse wie auch Materialisierungen zu diskutieren und gegenüber weiteren konstitutiven Elementen der diskutierten Intraaktionen offen zu sein. Wenn also davon ausgegangen wird, dass Diskurs und Materie eine untrennbare Intraaktion darstellen, so stellt sich insbesondere im Kontext einer Medientheorie des Internets die Frage, welche Konsequenzen diese Perspektivierung für die Konzeptualisierung des Virtuellen hat. Diskurse zum Thema mediatisierter Missachtung arbeiten häufig mit einer Gegenüberstellung beider Aspekte.¹³ So wird beispielsweise häufig darüber diskutiert, inwiefern sich Gewalt in der Virtualität konstitutiv von Gewaltakten in der Realität unterscheidet. Nicht zuletzt wird dadurch suggeriert, dass mediatisierte Missachtung sich insbesondere psychisch bei den Adressierten niederschlägt. Diese Debatten arbeiten entsprechend häufig mit der Differenz zwischen ›realer‹ physischer Gewalt und ›virtueller‹ psychischer Gewalt. Man könnte dieses Dilemma auch anders formulieren: Was macht die Materialität mediatisierter Missachtung genau aus? Wie kann Verletzungsmacht im Kontext media-

13 Vgl. Kap. 5.

tisierter Missachtung konzeptualisiert werden? Welche Verletzbarkeit adressiert mediatisierte Missachtung?

2.2 VIRTUALITÄT IM SPIEGEL VON REALITÄT UND FIKTION

Die Arbeiten von Elena Esposito befassen sich, systemtheoretisch orientiert und historisch reflektiert, mit dem Verhältnis verschiedener ›Realitätsordnungen‹ und fragen danach, wie im 16./17. Jhd. entstandene Realitätsverdoppelungen ein je spezifisches Verhältnis zur Realität haben. Mit der Etablierung der Fernkommunikation durch die Praxis der Reproduktion schriftlicher Kommunikation, auch im Kontext des Buchdrucks, konstituieren sich nun, neben der ›eigentlichen‹ Realität, weitere Realitäten, beispielsweise in Form von fiktionalen Romanen. Die Realität spaltet sich damit in eine ›reale‹ und in eine ›fiktionale‹ Realität, weswegen Esposito von Realitätsverdoppelungen spricht (Esposito 2010: 161ff.). Realität wird seitdem nur in Abgrenzung zu Realitätsverdoppelungen überhaupt greifbar (Esposito 1998: 280ff.; Esposito 2010: 161ff.).

So verstanden, scheint eine systemtheoretische Lesart unterschiedlicher Realitätsdimensionen an dieser Stelle gewinnbringend zu sein. Wenn auch nicht augenscheinlich, so kann eine Passung von Systemtheorie und New Materialism insbesondere deswegen plausibilisiert werden, da beide Ansätze gerade betonen, dass Differenzen keineswegs ontologische Unterschiede markieren, sondern vielmehr konstitutiv für Einheiten sind:

»Die Systemtheorie geht von der Einheit der Differenz von System und Umwelt aus. Die Umwelt ist konstitutives Moment dieser Differenz, also für das System nicht weniger wichtig als das System selbst« (Luhmann 1991: 289).

Das konstitutive Außen, welches sowohl einer dekonstruktivistischen (Derrida 1990) wie systemtheoretischen Lesart zufolge zentral für das vermeintlich Seiende ist, gerät so als temporär Ausgeschlossenes, aber dennoch wirkmächtiges Etwas in den Blick. Entsprechend geht es in einer systemtheoretisch orientierten Lesart um den Prozess des Unterscheidens selbst und nicht um das Unterschiedene: »Die Beobachtung der Form einer Unterscheidung entspricht damit einer Offenlegung der Struktur des Unterscheidens« (Karafilidis 2014: 27). Die Beobachtungen, systemtheoretisch verstanden als Akte des Unterscheidens und Bezeichnens, die als Antwort auf Selektionszwang zu begreifen sind (Luhmann 1991: 47f.), können in Anlehnung an den New Materialism als agentielle Schnitte

(Barad 2012a: 34f.) interpretiert werden, die Grenzen wie Eigenschaften erst hervorbringen. Diese Interpretation von Akten der Unterscheidung, die immer auch historisch, diskursiv wie technologisch bedingt sind, führt zu einem Verständnis von Unterscheidungen als konstitutiven Akt der Verbindung. Athanasios Karafillidis zufolge ist die Unterscheidung nicht etwa ein Gegenbegriff von Hybridität, sondern das Treffen von Unterscheidungen gerät hier als Notwendigkeit in den Blick, um überhaupt erst das Intraagieren verschiedener Aspekte beschreiben zu können. So heißt es: »Triff eine Unterscheidung, um Dinge zusammenziehen zu können; oder anders: Wenn Dinge zusammengezogen werden, ist bereits eine Unterscheidung getroffen« (Karafillidis 2014: 22). Daraus folgt, dass Unterscheidungen die »operative Grundlage von Hybridität« (ebd.) bilden. Die Betonung von Hybridität und die Analyse der Akte des Unterscheidens schließen sich somit keineswegs aus. Darüber hinaus ist die Betonung von Kontingenz sowohl für systemtheoretische Ansätze wie auch für dekonstruktivistische Ansätze im Kontext des New Materialism zentral, wie Urs Stäheli in seiner dekonstruktiven Lesart der Systemtheorie dargelegt hat:

»Horizonte können wie Kontexte bei Derrida niemals gesättigt oder völlig bestimmt werden. Die Dekonstruktion des Kontextbegriffs hat diese Unabschließbarkeit von Kontexten aber auf eine konstitutive Dislokation des Kontextes durch das Ausgeschlossene zurückgeführt. Die Unerschöpfbarkeit eines Kontextes wird durch das Insistieren eines fremden, nicht assimilierbaren Elements gekennzeichnet [...]« (Stäheli 2000b: 104).

Entsprechend ist die systemtheoretisch informierte Auseinandersetzung mit der Unterscheidung zwischen Realität und Virtualität bei Elena Esposito gewinnbringend zu sein, da sie – wie im Folgenden weiter ausgeführt werden soll – ebenso wie dekonstruktivistische Ansätze, das Virtuelle als Möglichkeitsraum in den Blick zu nehmen vermag, der sich stets durch Kontingenz auszeichnet.¹⁴

14 Ebenso besteht die Form »Person« in der Systemtheorie in der Gleichzeitigkeit der Differenz von »Person/Unperson«. Die unbezeichnete Seite der Form »Person«, d.h. die »Unperson« ist somit immer notwendiger Bestandteil, um eine Person bezeichnen zu können (Luhmann 1995: 148). Damit lassen sich Bezüge zum Verworfenen des Subjekts herstellen, das bei Butler immer auch konstitutiv das Subjekt bedingt (Butler 2001: 28f.). Die Luhmann'sche Zwei-Seiten-Form kann entsprechend in Analogie zur von Butler aufgegriffenen Derrida'schen *différance* gelesen werden (Derrida 1990). Vgl. weiterführend zu einer dekonstruktivistischen Lesart der Systemtheorie Stäheli 2000b.

Esposito zufolge ist die Gegenüberstellung von Realem und Irrealem – wenn auch in unterschiedlichen Realitätsverdoppelungen durchaus verschieden – eine historische Entwicklung, die im Kontext des Übergangs zu einer Kultur der Massenmedien gesehen werden muss (Esposito 1998: 282). Die Entstehung von Massenmedien, verstanden als Medien der Fernkommunikation, die auf der Reproduktion von Kommunikation beruhen, führt zu einer Überführung des kulturellen Gedächtnisses in die Schrift. Vor der Entstehung der Massenmedien war das kulturelle Gedächtnis noch – praktisch wie sinnbildlich – den aktiven Operationen der Menschen zugeordnet. Erinnerungen wurden mit der Etablierung von Speichermedien im weitesten Sinne aus den Köpfen der Menschen ausgelagert und in Archive verschoben (Esposito 1998: 283). Diese Externalisierung von Informationen und Ideen beschreibt Esposito als eine Voraussetzung für den neuen Abstand der Beobachtenden gegenüber jenen Ideen und Informationen, die zuvor noch Teil ihrer selbst gewesen waren. Zwischen den Beobachtenden und den Archiven entsteht eine immer tiefere Kluft – systemtheoretisch ausgedrückt entstehen Formen der Beobachtung zweiter Ordnung, d.h. die Beobachtung unterscheidet fortan zwischen dem ›realen‹ Wahren/Falschen und dem ›fiktiven‹ Wahren/Falschen (ebd.: 284). Nur so werden die beobachtenden Systeme kritikfähig, da sie sich mittels der Unterscheidung von Informationen distanzieren können. Auch die Möglichkeit zum Humor kann entsprechend im Kontext der Unterscheidbarkeit von Realität und Fiktion betrachtet werden: »In einer Welt, die immer undurchschaubarer wird, beruht die Realität der Fiktion gerade auf der Durchschaubarkeit der Täuschung« (Esposito 2014: 17).

Durch die Etablierung von distanzierter Kommunikation, sowohl im praktisch geografischen Sinne, als auch im Sinne von Reflexion, entstand in der Neuzeit neue Komplexität, Kontingenz und Abstraktion, die bewältigt werden mussten und noch müssen (ebd.: 28ff.). Die Durchsetzung der Massenmedien im 16./17. Jhd. – und entsprechend nicht zuletzt die Verbreitung des Buchdrucks – kann somit als historische Zäsur beschrieben werden. Im Zuge dessen entwickelt sich eine Trennung der Sphären ›Realität‹ und ›Fiktion‹. Diese Trennung materialisiert sich nicht zuletzt in weiteren Oppositionen, die immer zu einer Entscheidung im Sinne eines Entweder-oders zwingen. Espositos Anspruch an die Diskussion dieser historischen Zäsur liegt darin, nicht die Trennung von Fiktivem und Realem weiter fortzuschreiben, sondern gerade nach den konkreten Beziehungen und Verflechtungen verschiedener Realitätsordnungen zu fragen: »Die fiktive Realität der *fiction* [Herv. i. Orig.] bleibt nicht ohne Folgen für die reale Realität« (ebd.: 11).

Der Begriff des Virtuellen nimmt im Verhältnis Realität/Fiktion bei Esposito einen Platz ein, der sich durch eine spezifische Reformulierung der Trennung der

Sphären Realität und Fiktion auszeichnet. Kontingenz wird zu einem zentralen Begriff bei der Bestimmung des Virtuellen. Das Virtuelle wird bei Esposito als Möglichkeitsraum aktualisierter und nicht-aktualisierter Möglichkeiten verstanden und bildet einen Raum, der quer zur Unterscheidung Realität/Fiktion steht (Esposito 1998: 269ff.; Esposito 2014: 233, 245). Während das Fiktive einen autonomen Bereich darstellt, der völlig abseits des Realen existiert, ist das Virtuelle ein »Horizont des Realen«, der nicht jenseits des Realen existieren kann und entsprechend auch nicht völlig autonom sein kann (ebd.: 281). Auch Esposito arbeitet mit einer optischen Metapher, dem Spiegel. Ihr geht es jedoch nicht darum, dass der Spiegel ein Abbild, eine Reflexion des Seienden darstellt, sondern darum, dass der Spiegel die reale Realität aus einem anderen Blickwinkel präsentiert. Esposito versteht das Virtuelle also nicht als ein Abbild von Realem oder Fiktivem, sondern als Diffraktionseffekt, der sich aus der unauflöslichen Interferenz von Realität und Fiktion speist. Wenn sich Diffraktion immer von dem unterscheiden muss, was sie vermeintlich darstellt (vgl. Deuber-Mankowsky 2011b: 89f.), dann eignet sich der Begriff sehr gut, um das kontingente Ineinandergreifen und Changieren im Grenzbereich von Realität und Fiktion beschreiben zu können. Die Metapher des Spiegels scheint entsprechend nicht ganz zutreffend zu sein, da er den optischen Regeln der Reflexion folgt. Dennoch erlaubt es Espositos Konzeption des Virtuellen, an eine Konzeption kontingenter Wirkmächtigkeit anzuknüpfen. In dieser Hinsicht ist das Virtuelle als prinzipiell kontingenter Bereich zu verstehen, der – perspektivisch betrachtet – unterschiedlichste Möglichkeitskonstitutionen beinhaltet, da er multiperspektivisch angereichert ist. Nicht eine Sicht auf das prinzipiell Mögliche macht das Virtuelle aus, sondern ein unbegrenztes Konglomerat von potenziellen Möglichkeiten, welche jenseits spezifischer Blickwinkel existieren und potenziell real sein können:

»Ebenso »repräsentiert« die virtuelle Wirklichkeit keine fiktionale Realität, sondern sie »präsentiert« dem Beobachter die Realität der Fiktion – also eine alternative Möglichkeitskonstruktion, die seinen Kontingenzbereich unabhängig von der Perspektive desjenigen erweitert, der die Fiktion produziert hat« (Esposito 1998: 287).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass sich die virtuelle Wirklichkeit – als eine Art des Realitätsbezugs – dadurch auszeichnet, dass sie die Fiktion ihres autonomen Bereiches beraubt und somit das Mögliche potenziell in den Bereich des Realen überführt bzw. überführen kann. Diese Konzeption des Virtuellen erlaubt es, das Virtuelle weder mit der Realität, noch mit der Fiktion gleichzusetzen und vielmehr nach den spezifischen Wechselverhältnissen und gegenseitigen Irritationen der historisch gewachsenen Sphären zu fragen und es so als durchlässigen Bereich zu fassen. Die Trennung der Sphäre Realität, als

jene Sphäre der Verletzbarkeit, und der Sphäre der Fiktion, als jene der Unverletzbarkeit, gerät so als optische Täuschung in den Blick:

»Wenn die ›Grenze, die gesellschaftliche Realität von Science Fiction trennt‹, als optische Täuschung präsentiert wird, so bedeutet dies, dass die Grenze als Effekt eines artifiziellen technischen Artefakts erkannt und nicht mit Objektivität verwechselt sein will. Die Täuschung bestünde in der Verkennung des illusionären Charakters dieser Grenze« (Deuber-Mankowsky 2011b: 84f.).

Die Grenze zwischen der Realität und der Fiktion wird also durch den Begriff des Virtuellen, verstanden als Diffraktionseffekt, zur Disposition gestellt. Für die Betrachtung der Verletzungsmacht mediatisierter Empörung bedeutet dies, dass mediatisierte Akte, wie beispielsweise das öffentliche Ausstellen eines potenziell beleidigenden Bildes auf einer Social-Media-Plattform, nicht weniger materielle Effekte haben kann, als der Schlag ins Gesicht. Die Materialisierung dieses Bildes ist im Kontext von technischen Infrastrukturen, spezifischen Medien-ästhetiken und -techniken zu diskutieren, ebenso wie potenziellen darauffolgenden körperlichen Effekten. Diese körperlichen Effekte, wie beispielsweise der Anstieg der Herzfrequenz bei der Rezeption dieses Bildes, sind jedoch keine ›reinen‹ physisch-leiblichen Effekte, sondern immer schon technologisch-körperliche.

»Hence, whilst sensation and emotion are irreducible, they cannot simply be separated at the level of lived experience. Sensations are mediated, however immediately they seem to impress upon us. Not only do we read such feelings, but how the feelings feel in the first place may be tied to a past history of readings, in the sense that the process of *recognition* [Herv. i. Orig.] [...] is bound up with what we *already know* [Herv. i. Orig.]« (Ahmed 2006: 25).

Damit ist gemeint, dass die (affektiven) Materialisierungen, die hier bedeutsam werden, immer auch gleichzeitig in ihrer technologischen Verstricktheit betrachtet werden müssen, d.h. anders ausgedrückt »somatictechnics« (Sullivan 2013) darstellen. Da sich Virtualität, ebenso wie Performativität, allerdings durch Kontingenz auszeichnet, sind die Effekte beispielsweise des besagten Bildes weder vorhersehbar noch absehbar. Hieraus ergibt sich entsprechend ein Spielraum, in welchem Bedeutungen immer erst ausgehandelt werden. Wolfgang Welsch hat dies wie folgt auf den Punkt gebracht:

»Ich wollte zuletzt zeigen, daß das Wirkliche und das Virtuelle [synonym zum Fiktiven, Erg. d. Verf.] durchlässig gegeneinander und miteinander verwoben sind und daß es in ihrem Verhältnis immer wieder zu Umbesetzungen und Neukonstellationen kommen kann. Das Wirkliche ist nicht durch und durch wirklich, sondern schließt Virtualitätsanteile ein, und ebenso gehören zum Virtuellen zu viele Wirklichkeitsmomente, als daß es als schlechthin virtuell gelten könnte. Ein simpler Dualismus – wirklich *versus* virtuell [Herv. i. Orig.] – wäre jedenfalls zu einfach, wäre falsch. Ich habe allerdings den Eindruck, daß ein solcher Dualismus oft von Anhängern beider Seiten – von den Medienverächtern wie den Electronic-Freaks – vertreten wird« (Welsch 2000: 210).¹⁵

Die virtuellen Wirklichkeiten im Netz stellen somit kontingente Möglichkeitsräume dar, die potenziell in den Bereich des Realen überführt werden können.¹⁶ Auch Kember und Zylinska konzeptualisieren das Virtuelle nicht jenseits des Realen, sondern in einem engen Bezug zueinander: »The virtual does not substitute the real but rather produces it« (Kember/Zylinska 2012: 40). Diese Konzeption des Virtuellen lässt sich auch deswegen sehr gut in eine performative Lesart von Netzpraktiken knüpfen, da sie mit dem Begriff der Kontingenz keine direktionale Sicht auf Wirkungsweisen vertritt. Ebenso wie die performativitätstheoretisch angelegte Kluft zwischen Sagen und Tun (Austin 2002) betont der Begriff der Kontingenz, dass die Effekte diskursiv-materieller Praxis im Netz prinzipiell offen und unvorhersehbar sind. Da es sich, Esposito folgend, in virtuellen Räumen aber um die Präsentation einer realen Fiktion handelt, ist die Problematisierung mediatisierter Missachtung im Netz im Hinblick auf ihre potenziellen Effekte zentral. Das Virtuelle kann eine entsprechende Wirkmacht entfalten, die Intraaktionen von Medium und Subjekt realitätswirksam geltend macht. Diese Wirkmacht ist jedoch auch immer an Anerkennung geknüpft. Wenn Kontingenz sich dadurch auszeichnet, dass es einen Bereich des Möglichen, aber (noch) nicht Seienden darstellt, dann ist die konkrete Bezeichnung bzw. Anerkennung

15 Am Beispiel der emotionalen Involviertheit des Publikums bei einem Theaterstück verdeutlicht Welsch, inwiefern die Theater-Erfahrung Illusion und Wirklichkeit zueinander in Bezug setzt (Welsch 2000: 203f.). Mit Espositos Worten wäre die Gegenüberstellung jene von Fiktion und Realität. Das Theaterstück ist meiner Ansicht nach entsprechend eine virtuelle Wirklichkeit. So verdeutlicht beispielsweise das epische Theater, dass das Stück jederzeit in die Realität überführt werden kann.

16 Welsch arbeitet hier offensichtlich nicht mit der hier diskutierten Opposition von ›real‹ und ›fiktiv‹, sondern benutzt den Begriff ›virtuell‹ synonym zu dem von Esposito diskutierten Begriff ›fiktiv‹. Hier deutet sich an, dass die Klärung der Begrifflichkeiten zentral ist.

einer bestimmten Möglichkeit als derjenige Prozess zu beschreiben, bei dem das Virtuelle in eine andere Realitätsdimension gelangen kann, und zwar die reale Realität. Das Virtuelle im Kontext des Internets zeichnet sich erstens dadurch aus, dass seine Informationen nicht länger der Logik des Archivs folgen, sondern dass Informationen als Antworten auf gestellte Fragen immer wieder neu produziert werden, da die formalen Ontologien hinter dem Semantic Web sich u.a. durch Lernfähigkeit auszeichnen, d.h. es gibt kein festes Repertoire vorgegebener Antworten (Bath 2013: 76ff.). Zum zweiten, im Kontext der Debatten um Big Data, wird die Frage der Sichtbarkeit von Wissen zentral: Bestimmte Inhalte und Informationen werden nur dann sichtbar, wenn sie eine bestimmte, quantitativ verstandene, Aufmerksamkeit mittels ›Klicks‹ und ›Likes‹ bekommen, so dass die übrige Datenmasse ohne (netz-)spezifische Praktiken der Anerkennung nicht ›da‹ ist.¹⁷ Insofern haben wir es im Kontext von Virtualität auch immer mit spezifischen, mediatisierten Anerkennungsstrukturen zu tun, die Anerkennungsprozesse und damit auch Prozesse der Sichtbarkeit mitstrukturieren. Kontingenz thematisiert und problematisiert somit unmittelbar die Frage nach der Anerkennbarkeit spezifischer Daten und jener Informationen, die aus ihnen gemacht werden (können). Diskursive wie materiale Aspekte greifen in virtuellen Räumen untrennbar ineinander und entfalten sich in Abhängigkeit ihrer Anerkennung potenziell in der realen Realität. Wenn beispielsweise Mord- und Vergewaltigungsdrohungen in virtuellen Räumen (die nur im Kontext von Medientechnik, -ästhetik wie diskursiven Rahmungen überhaupt möglich und zugänglich sind) dazu führen, dass Adressierte ihre Wohnung verlassen oder sich sogar das Leben nehmen, dann entfalten sich diskursiv-materielle Effekte untrennbar und gleichzeitig innerhalb der Dimension der realen Realität, da sie als ›ernsthafte‹ Bedrohungen in einer anderen Realitätsdimension, d.h. nicht der virtuellen, sondern der realen, anerkannt werden. Hier wird deutlich, dass auch der Aspekt der Adressierung bzw. Anrufung eine zentrale Rolle spielt, da eine virtuelle Adressierung sehr wohl auch das Subjekt der realen Realität adressieren kann, so dass hier ebenso unmittelbar die Grenze von Virtualität und Realität überschritten wird.

Die in dieser Arbeit vertretene theoretische Perspektive schlägt daher vor, die diskursiven wie materiellen *Verwobenheiten* von Subjekt und Medium im Span-

17 So ergibt sich beispielsweise die Frage, wie Kritikfähigkeit im Kontext von Aufmerksamkeitsökonomie gedacht werden kann. Es lassen sich Überlegungen anstellen, inwiefern kritisches Handeln insbesondere als jenes Handeln betrachtet werden kann, welches spezifische Informationen in der unsichtbaren Masse von Big Data untergehen und damit unsichtbar werden lässt (vgl. Poljanšek 2014).

nungsfeld der miteinander verwobenen Realitätsdimensionen Virtualität und Realität zu betonen. Es geht bei der Diskussion mediatisierter Missachtung also darum, zu fragen:

»Welche diffraktiven Bewegungen, [...] Verflechtungen und Intensitäten erlauben Prozesse der Mediatisierung, die weder an ein menschliches Begehren noch an spezifische Medien-(Technologien) zurückgebunden werden können, und welche neuen Verflechtungen (Medien, Existenzweisen, Wissensformen) werden dabei hervorgebracht?« (Seier 2014: 187).

Dieser »prozesshaft-operative Medienbegriff« (ebd.: 186) sensibilisiert also für die Hybridität von Medienpraktiken. Zugleich erlaubt die hier vorgeschlagene Konzeption des Virtuellen samt seiner Durchlässigkeit diese hybriden Medienpraktiken auf ihre Wirkmacht in der Dimension realer Realität hin abzuklopfen. Wie auch sonst wären aktuelle Bestrebungen, das Internet stärker zu kontrollieren, zu erklären? Handelte es sich um reine Fiktion, d.h. um einen autonomen Bereich jenseits des Realen, so würden Kontrollinstanzen und -praktiken kaum als vermeintlich notwendige Intervention betrachtet werden. Dass das Virtuelle also sehr wohl in der realen Realität Wirksamkeiten entfalten kann, belegen eindrucksvoll jene Institutionen und Unternehmen, die mediatisierte Missachtung mittels spezifischer Strategien zu kontrollieren suchen, wie beispielsweise der Shitstormsimulator der Firma REVOLVERMÄNNER ONLINE STRATEGIES:

»Fahrer trainieren brenzlige Situationen in einem Fahrsimulator. Piloten üben kritische Manöver in einem Flugsimulator. Das alles nur zu einem Zweck: Um im Ernstfall die Kontrolle zu behalten. Aber wenn dass [sic] Unternehmen im Social Media unter ernstem Beschuß steht, ist niemand für den Ernstfall ausgebildet oder trainiert. Die Folge: Arbeitsplätze stehen auf dem Spiel, genauso wie der gute Ruf des Unternehmens« (Revolvermänner Online Strategies 2016).

Das Streben nach Kontrolle kann somit auch als Umgangsstrategie mit gesteigerter Kontingenz im Netz betrachtet werden, die im Kontext von Digitalisierung und Hyperlinking zu einer sozialen, ökonomischen wie politischen Herausforderung avanciert. Während also zu Beginn der Internet-Ära in den 1980er Jahren noch die Idee bestand, dass Virtualität ein utopisches Gegengewicht zur Realität bilden könnte (Turkle 1999), so muss mittlerweile davon ausgegangen werden, dass es sich beim Virtuellen nicht um ein Gegengewicht zur Realität handelt, sondern vielmehr um einen Möglichkeitsraum, der nicht jenseits des Realen und seiner Kategorien existiert (Eickelmann 2014a; b). Die Beziehung von Mensch und Medien ist dabei als ein Verhältnis von »being-in« und »becoming-with«

(Kember/Zylinska 2012: 1) zu bezeichnen, was die Trennbarkeit von Menschen und ›ihrer‹ materiellen Technik verneint und stattdessen vom gegenseitigen Werden und Gewordensein – ohne Ursprung und Zentrum – ausgeht.

2.3 ZUSAMMENFASSUNG

Abschließend möchte ich noch einmal zurück zu der Ausgangsfrage kommen: In welcher Hinsicht kann mediatisierter Missachtung Verletzungsmacht zugesprochen werden?

Judith Butler hatte bereits in ihren Ausführungen zur Frage, inwiefern Sprache verwunden kann, betont, dass »[...] die indirekte Beziehung von Körper und Sprechen selbst von der Äußerung performiert wird [...]« (Butler 2006: 237). D.h., dass der Körper auf der einen Seite im Sprechen selbst hergestellt wird, ebenso wie gleichzeitig das Sprechen ein körperlicher Akt ist. Das gleiche Prinzip gilt entsprechend auch für die Verletzung des Körpers bzw. das Sprechen verletzender Rede als körperlicher Akt. Allerdings ist es unabdingbar, Butlers Fokus auf den Geschlechtskörper zu erweitern, um über mediatisierte Missachtung diskutieren zu können. Die vorangegangenen Ausführungen zu einem weiteren Begriff von Materie folgten dem Zweck, auf konzeptioneller Ebene eine technologische Erweiterung des Körperverständnisses zu erreichen:

»Worum es geht, ist eine unterschiedliche materielle Verkörperung (und nicht nur von Menschen), nicht im Sinne der bewußten subjektiven Erfahrung des individuellen menschlichen Subjekts, sondern im Sinne verschiedener materieller Konfigurationen ontologischer Körper und Grenzen, wobei die wirkliche Materie von Körpern auf dem Spiel steht« (Barad 1998: 47).

Mit der Erweiterung des Butler'schen Ansatzes soll die Perspektive vertreten werden, dass Körper »nie von ihren Apparaturen der Produktion von Körpern getrennt« sind (ebd.: 55).

In kritischer Relektüre des Agentiellen Realismus von Karen Barad und in Abgrenzung zur Symmetrischen Anthropologie von Bruno Latour konnte herausgearbeitet werden, dass die traditionsreiche Trennung von Subjekten und Objekten – analog zur Unterscheidung von Diskursivem und Materiellem – problematisch ist. Insbesondere der Ansatz von Karen Barad kann, trotz kritischer Aspekte, genutzt werden, um Judith Butlers performativitätstheoretisches Konzept anzureichern, indem eine Erweiterung des Körperbegriffes mithilfe des Begriffes der Materie vollzogen wurde. Mit dem Begriff der Intraaktion lässt

sich das komplexe, untrennbare Wechselspiel von diskursiven und materiellen Aspekten im Kontext von Subjektivierungsprozessen im Netz bzw. der Konstitution des Netzes als solches beschreibbar machen. Mit der kritischen Relektüre von Karen Barads Schriften und der Integration spezifischer Aspekte in die Perspektive Judith Butlers konnten somit Synergieeffekte herausgearbeitet werden, die in einer Konzeption des Internets und der Partizipierenden als eine voneinander untrennbare hybride Praxis münden, welche sich fortwährend entwickelt und in ihrem Prozessieren sowohl spezifische Konfigurationen von Subjektivität, aber auch von Medialität hervorbringt. Die Diskussion der Verletzungsmacht mediatisierter Missachtung ist dabei mit zwei miteinander verwobenen Realitätsdimensionen konfrontiert, dem Virtuellen und dem Realen. Das Virtuelle, verstanden als kontingenter Bereich des Möglichen, ist auf die Dimension der Realität insofern angewiesen, als es das real Mögliche umfasst und somit immer auch mit der realen Realität verbunden ist. Bei der Analyse eben jener Grenzüberschreitungen sind die Aspekte Anrufung und Anerkennung zentral, da sie maßgeblich als grenzauflösende Aspekte Wirksamkeiten entfalten können. Konzeptualisiert man so die Verletzungsmacht mediatisierter Missachtung, muss zudem auf die Möglichkeit widerständiger Praktiken verwiesen werden. Denn sowohl die Kontingenz der Virtualität als die Instabilität performativer Akte markieren die Möglichkeit, destruktiven Adressierungen etwas entgegenzusetzen und ihrer potenziellen Verletzungsmacht entgegenzutreten. Hierbei handelt es sich jedoch nicht essentiell um eine Fähigkeit beteiligter Subjekte, sondern vielmehr um die Abwägung der Möglichkeitsbedingung von Kritik innerhalb virtueller Räume und realer Realitäten. So betrachtet ist mediatisierte Missachtung souveränitätskritisch zu konzipieren, denn »nicht alle Äußerungen, die die Gestalt des Performativen [...] haben, funktionieren auch tatsächlich« (Butler 2006: 32). Die Wirksamkeit mediatisierter Missachtung ist somit konzeptionell fragil und brüchig, was wiederum Raum für widerständige Praktiken lässt. Die Frage nach der Effektivität mediatisierter Missachtung berührt somit unmittelbar die Frage unterschiedlicher Realitätsdimensionen – nämlich genau dann, wenn beispielsweise Twitter-Kommentare zur Lebensbedrohung werden. Vergeschlechtlichte Subjektivierung im Netz kann daher nicht zufriedenstellend diskutiert werden, ohne die Technizität vergeschlechtlichter Subjektivierung bzw. die Vergeschlechtlichung von Technologien und Medienpraxen in Anschlag zu bringen. Die Metapher der Diffraction bzw. Interferenz soll im Folgenden dazu dienlich sein, relationale und genealogische Verbindungen von Medientechnologie und Subjekt ausfindig machen und diskutieren zu können, um möglichst perspektivische Streuungen, d.h. Interferenzmuster, zu generieren.

2.4 ZUSPITZUNG: DIFFRAKTION ALS METHODE

Die vorangegangenen Ausführungen, welche die Perspektive der vorliegenden Arbeit dargelegt haben, sollen im Folgenden weiter unter methodologischen wie methodischen Gesichtspunkten geschärft werden. Es soll verdeutlicht werden, inwiefern die vorangegangenen Ausführungen als Kern einer diffraktiven Methode zu begreifen sind und welche Effekte mit einer derartigen Analysehaltung angestrebt werden.

Eine diffraktive Methodologie folgt nicht den Annahmen evidenzbasierter Forschung, wie die Annahmen der Newton'schen Physik nahelegen und mit ihr eine Vielzahl empirischer Forschungslogiken (vgl. beispielhaft Brosius u.a. 2015: 2ff.). Die diffraktive Methodologie sucht vielmehr, eine Herangehensweise darzustellen, die sich gegen die Auffassung stellt, dass »Dinge einen Ort haben und als das wirken, was sie sind: Einheiten von klar bestimmbarer Größe, Kraft und unterschiedlicher Dichte« (Trinkaus 2013: 137). Diffraction widersetzt sich dieser Beschreibungslogik, indem sie weder Repräsentationen noch Verteilungen von vermeintlich Existentem herstellt, sondern sich vom vermeintlichen Gegenstand notwendigerweise distanzieren muss (vgl. Deuber-Mankowsky 2011b: 89f.). Das bedeutet, dass diffraktive Lesarten nicht für sich beanspruchen, Geschichten zu rekonstruieren, d.h. zu spiegeln, sondern ihre Beschreibungen zielen ja gerade auf eine perspektivische *Verschiebung* ab, so dass Phänomene in anderem Licht erscheinen können. So gilt es, die Wirklichkeit als relationales Gefüge zu beschreiben, welchem weder ein Ursprung zugewiesen, noch eine teleologische Ausrichtung unterstellt werden kann. Entgegen der klassischen Trennung von »Theorie« und »Empirie« bzw. »Methode«, wenn auch teilweise als idealtypische Trennung verstanden, beabsichtigt die vorliegende Arbeit, das Durch-einander-hindurch-Lesen unterschiedlicher, vermeintlicher Entitäten auch forschungsprogrammatisch umzusetzen. Daraus folgt, dass die theoretische Perspektivierung immer auch als Methode wirksam wird, da sie Lesarten ermöglicht wie verhindert. Umgekehrt folgt hieraus, dass die Gegenstände dieser Arbeit immer auch schon als Effekt theoretische Annahmen betrachtet werden müssen (Eickelmann 2016). Bei dem Verhältnis von Theorie und Empirie bzw. Methode »[...]handelt es sich nicht um eine statische Bezüglichkeit, sondern um eine Tätigkeit – das Inkraftsetzen von Grenzen –, die stets konstitutive Ausschlüsse und daher auch unerläßliche Fragen der Zurechenbarkeit impliziert« (Barad 2012a: 12). Nun ließe sich einwenden, dass eine solche Forschungsprogrammatik Gefahr läuft, Tautologien zu generieren. Wie also – so fragte schon Niklas Luhmann – kann man dem Problem entgegen, dass eine spezifische Perspektive nur Jenes beobachten kann, was als Solches auch durch

die Perspektive beobachtbar gemacht wird (vgl. Luhmann 1987)? Anders ausgedrückt: Wenn das zu diskutierende Material nie jenseits seiner Beschreibungskontexte existieren kann, wie können dann noch produktive Unvorhersehbarkeiten möglich sein, die wiederum die Perspektive anreichern? Ohne zu beanspruchen, diese Frage beantworten oder gar das Problem lösen zu können, so soll zumindest eine Positionierung erfolgen. Die Logik des ›diffractive designs‹ (Bath et al. 2013) stellt eine Perspektive dar, welche das Durch-einander-hindurch-Lesen unterschiedlicher theoretischer Annahmen wie analytischer Sphären – etwa ›Theorie‹ und ›Empirie‹ – miteinander zu konfrontieren und zu synthetisieren sucht. So gesehen »[...] markieren Phänomene nicht bloß die erkenntnistheoretische Unzertrennlichkeit von Beobachter und Beobachtetem oder die Ergebnisse von Messungen; vielmehr *sind Phänomene die ontologische Unzertrennlichkeit/Verschränkung* intraagierender ›Agentien‹ (*agencies*) [Herv. i. Orig.]« (Barad 2012a: 19).

Mediatisierte Empörung ist entsprechend als ein Phänomen zu begreifen, welches erst durch die Verschränkung von situierten Wissenspraktiken, theoretischen Annahmen und Beschreibungsmodi sowie die konkrete Fragestellung der vorliegenden Arbeit performativ hergestellt wird. Das produktive Durch-einander-hindurch-Lesen unterschiedlicher Agentien verfolgt das Ziel, durch ständige wechselseitige Konfrontation *erstens* Widersprüche und Ausschlüsse sichtbar zu machen. Darüber hinaus strebt eine diffraktive Methode an, perspektivische Interferenzen zu generieren. Daraus folgt eine Programmatik, die offen ist für unterschiedliche performative Konstitutionsmodi und ihre Effekte. Zweitens wird durch diese wechselseitige Bezüglichkeit eine multiperspektivische Sicht generiert, die mediatisierte Empörung im Haraway'schen Sinne als optische Täuschung generiert, d.h. es geht um eine »kulturtechnisch generierte perspektivische Ansicht, welche die Grenze zwischen natürlicher und künstlicher Sicht bzw. Ansicht in Frage stellt« (Deuber-Mankowsky 2011b: 83). Dies ermöglicht es, eine offene Konzeptualisierung mediatisierter Empörung vorzuschlagen, die insofern nicht tautologisch angelegt ist, als es darum geht, in einem diffraktiven Leseprozess des Phänomens erst einmal auszuloten, *wie* und *als was* mediatisierte Empörung überhaupt beschrieben werden kann, und diese Lesart stetig mit der theoretischen Perspektivierung zu konfrontieren. Insofern strebt eine diffraktive Methode an, einen »Prozeß rekursiver Selbsterprobung« (Luhmann 1987: 172) in Gang zu setzen, um eine Gegenposition zu evidenzorientierten Perspektiven einzunehmen, oder anders ausgedrückt sucht die diffraktive Methode zur »[...] Materialisierung neuer Brechungen und Interferenzen beizutragen« (Hoppe/Lemke 2015: 276).

Eine diffraktive Analyse mediatisierter Missachtung im Netz versteht diskursive Rahmungen, Subjektivationsprozesse wie technologische Bedingtheiten samt seiner Materialitäten also als spezifische relationale Gefüge, die nicht unabhängig voneinander diskutiert werden können, sondern »durch einander gestreut werden« (Barad 2012a: 12). Aus dieser Perspektive gilt es erstens zu untersuchen, inwiefern unterschiedliche Elemente dieser Relation als einzelne, klar abgrenzbare Elemente erst hergestellt werden, und zweitens, welche Effekte daraus resultieren. So können »User« nicht »ihrer« Technologie gegenübergestellt werden, sondern es ist danach zu fragen, wie sie sich gegenseitig herstellen und mit welchen weiteren Differenzlinien diese Gegenüberstellung arbeitet, um plausibilisiert zu werden. Eine diffraktive Methode stellt sich somit der Aufgabe, Beugungsmuster zu entwerfen, die eben weder messbar, noch klar bestimmbar sind (Trinkaus 2013: 154). Mithilfe dieser diffraktiven bzw. relationalen Perspektive zielt die Lesart der zwei anders gelagerten Fallbeispiele im späteren Teil der Arbeit darauf ab, mediatisierte Missachtung als Phänomen bzw. Ereignis zu konzeptualisieren, welches sowohl die Verletzbarkeit von »Technosubjekten« im Rahmen der performativen Herstellung von Gender und Medien zu ergründen such, als auch das widerspenstige Potenzial eines solchen unsouveränen Gefüges in Anschlag zu bringen. Jenseits der Vorstellung souveräner Akteure, die zu einer Suche von »Tätern« und »Opfern« führt und damit sowohl das widerständige Potenzial dieser Relation tendenziell verneint, als auch gesellschaftspolitische Herausforderungen individualisiert, kann so ein Bild gegenseitiger Angewiesenheit und Verletzbarkeit gezeichnet werden, welches sich jenseits der Beschreibungslogik oppositionell angelegter Verfahren verortet. Eine diffraktive Perspektivierung hat sich somit der Aufgabe zu stellen, mediatisierte Missachtung jenseits von Dualismen, wie Täter/Opfer, Online/Offline, Physis/Psyché usw. zu beschreiben. Diese geraten vielmehr als agentielle Schnitte mit materiellen Effekten in den Blick:

»Apparate vollziehen agentielle Schnitte, die eindeutige Grenzen und Eigenschaften von »Entitäten« innerhalb von Phänomenen hervorbringen, wobei »Phänomene« die ontologische Unzertrennlichkeit von agentiell intraagierenden Bestandteilen sind. Die agentiellen Schnitte sind also zugleich ontisch und semantisch. Erst durch spezifische agentielle Intraaktionen nehmen die Grenzen und Eigenschaften der »Bestandteile« von Phänomenen einen bestimmten Charakter an und erhalten bestimmte Konfigurationen Bedeutung« (Barad 2012a: 34f.).

Auch das Phantasma der Souveränität kann so als agentieller Schnitt verstanden werden, der Wirkungen einem Ursprung zuordnet. Wenn aber die Wirklichkeit nicht als teleologisch ausgerichtetes Wirken, sondern als relationales Gefüge

verstanden wird, lassen sich die Bestrebungen, mediatisierte Missachtung unter Kontrolle zu bekommen, von einem anderen Standpunkt aus lesen. Jenseits des Souveränitätsphantasmas und moderner Dualismen soll mediatisierte Missachtung somit im Folgenden als Verflechtung von Prozessen der Subjektivierung sowie Mediatisierung bzw. Technologisierung in den Blick genommen werden. Entsprechend hat die vorliegende Arbeit zum Ziel, »distinctly diffracted views of the self, evident in beliefs and practices in relation to vulnerability« zu generieren (Haraway 1992: 322). Die Frage nach der Verletzungsmacht mediatisierter Missachtung wird somit zu einer Frage der Verwobenheit jedweder Existenz mit anderen Existenzen, die jenseits ihrer technologischen Involviertheit nicht denkbar sind. Zusammengefasst geht es darum, Differenzen als »[...] Effekt eines relationalen Gefüges zu denken und darauf aufbauend: auf eine neue Weise neue (Lebens)Geschichten zu entwerfen« (Deuber-Mankowsky 2011b: 89).